

Hans Konrad
Sonderegger

Erbe und Ver- pflichtung

Aufsätze zum Zeitgeschehen

Curia Verlag

Voranzeige

Sofern die vorliegende Schrift die erwartete Leserschaft findet, wird der Verlag aus dem Nachlaß von HKS dessen unveröffentlichtes Werk

«Der vollkommene Friede»

herausgeben. Es handelt sich hierbei um tiefschürfende Betrachtungen des Autors zur Frage, wie der geplagten Menschheit der endliche Frieden gebracht werden könnte.

Geplant ist ferner die Fortsetzung der vorliegenden Schriftenreihe durch Aufsatzsammlungen von

Johann Baptist Rusch

Leonhard Ragaz

Albert Oeri

u. a.

Hans Konrad Sonderegger
Erbe und Verpflichtung

Inhalt

Gestalten und Kräfte

Brief an die Freunde	9	Pestalozzi	16
Antwort auf einen Brief	11	Henry Dunant	18
Silvio Gesell	12		

Zum Zeitgeschehen

Neuer Geist	23	Krieg und Frieden	41
Die Macht	25	Feiertag der Arbeit	42
Patriotismus und Weltbürgertum	28	Das kapitalistische Meisterstück	45
Demokratie und Verantwortung	30	Verantwortung der Presse	53
Diktatur	32	Die Jungen und die Alten	54
Die verschmähte Freiheit	34	Frauenstimmrecht	56
Anarchisten	37	Schule und Volkswirtschaft	56
Götzendienst	39		

Fröhliche Wissenschaft

Auf der Höhenstraße	63	Der Tatzelwurm	68
Zurück zur alten Gemütlichkeit	65	Die Kuh	70

Geschichte und Gegenwart

Der unvollendete Bund	77	Madame Thermidor	85
Zweitausend Jahre Genf	80	Mutter und Tochter	88
Ptolemäus	83	Landi 1939	91

Aus meinem Blaubuch

Die Uniform	99	Das große Verbrechen	107
Verrat	101	Passion 1941	109
Das Sprachwunder	103	Ostern 1943	112
Christentum	104	Aus meinem Blaubuch	114
Das Volk schaute zu	105		

Alle Rechte vorbehalten
Druck und Herstellung Buchdruckerei Jos. Casanova's Erben AG, 7000 Chur
Gestaltung H. K. Sonderegger, Grafiker, Zürich

Gestalten und Kräfte

Brief an die Freunde

An seinem fünfzigsten Geburtstag sinnt jeder Mensch über sich und sein Leben nach. Dieser besondere Tag zwingt ihn dazu, auch wenn er andern unbekannt ist. Er mahnt unerbittlich: der größere Teil deines Lebens ist vorbei. Was hast du getan? Was wirst du noch tun? Was wäre dein Lebenswerk, wenn du heute — gehen müßtest?

Wenn ich heute gehen müßte, so wäre mein Leben ein Bruchstück. Und wenn ich noch einmal halb so lange zu leben hätte wie bisher: so wäre es auch ein Bruchstück. Es ist mit dem Leben wie mit den Wundern der Schöpfung: je tiefer man eindringt in sie, desto mehr steht man am Anfang. In der Schöpfung enthüllt man Geheimnisse, um auf neue Geheimnisse zu stoßen, welche noch rätselhafter sind. Und im Leben gelangt man zu Erkenntnissen, welche die Vollendung eines ganzen Lebenswerkes in immer weitere Fernen rücken. Man steht immer am Anfang. Man sieht nur das, was noch zu tun ist. Und es ist noch so viel zu tun!

Wenn meine öffentliche Tätigkeit im kleinen Ausschnitt unserer schweizerischen Gegenwartsgeschichte eine wenn auch bescheidene und sehr umstrittene Bedeutung erlangt hat, so ist dies kein Verdienst und im Grunde genommen nicht einmal eine Absicht. Es hat in der Geschichte von jeher Selbstverständlichkeiten gegeben, welche erkämpft werden mußten. Die Freiheit des Glaubens ist uns selbstverständlich, diejenige der politischen Selbstbestimmung ebenfalls. Beide mußten umstritten werden, und ihr Bestand ist auch heute noch keineswegs gesichert. Es ist möglich, daß wir wieder um sie kämpfen und leiden müssen. So ist auch die Forderung einer gerechten Wirtschafts-

ordnung selbstverständlich. Als Ziel wird sie auch von andern nicht bestritten. Wir unterscheiden uns von den andern dadurch, daß uns auch der Weg, der zu diesem Ziele führt, klar und selbstverständlich ist. Wie oft wird bedauernd gesagt: wie kann ein so gebildeter Mann Freiwirtschaftler sein? Ich antworte: gerade weil ich denken gelernt habe, bin ich Freiwirtschaftler geworden. Ein Mensch, der nicht selbständig denken kann, wird niemals Freiwirtschaftler. Daß man aber zu seiner Erkenntnis steht, daß man sie nicht verleugnet, daß man für sie kämpft, weil sie einen notwendigen und selbstverständlichen Fortschritt bildet, das ist kein Verdienst. Es ist bedenklich, daß in unserem Zeitalter ein Mensch deshalb hervorsteht, weil er zu seiner Überzeugung steht. Man sagt, es brauche Mut, um gegen den Strom zu schwimmen. Das ist nicht richtig gesagt: *wer sein Leben nicht verderben und verschleudern will, der steht zu sich selbst und zu seiner Überzeugung.*

Diese Überzeugung aber — sie ist eine Einheit aus Erkenntnis, bewußtem Willen und bestimmter Lebensauffassung — ist nicht mein Werk und nicht mein Verdienst, sondern ein Geschenk. Gewiß, ich mußte es suchen; die kostbaren Dinge liegen nicht auf dem Straßenpflaster des Lebens, um mühelos aufgehoben zu werden. Ich fing zu suchen an, als ich den Unsinn und die Ungerechtigkeit unserer wirtschaftlichen Ordnung und damit unseres Lebens überhaupt erkannte. Aber ich suchte keineswegs zuerst oder einseitig bei der Freiwirtschaft. Ich suchte überall, bei Marx so gut wie bei seinen Gegnern. Nur ließ ich mir nichts vormachen. Ich war bei den Begriffen und logischen Schlüssen von jeher empfindlicher als beim Geld. Ein falscher Fünfliber mag mir unterlaufen; ich entdecke ihn bestimmt nicht; aber ein falscher, unklarer Begriff entwischt mir nicht so leicht. Wozu habe ich

denn zwei Fakultäten an vier Hochschulen durchlaufen und beim unvergeßlichen Prof. v. Thur römisches Recht mit Begeisterung gehört? Die ganze akademische Bildung ist keinen Pfifferling wert, wenn sie nicht das Wichtigste vermittelt: das klare, unbestechliche Denken. Die Akademiker waren und sind deshalb die größten Hinderlinge jeden Fortschrittes, weil sie sich Lehrmeinungen einpflanzen lassen und die Hauptsache jeder Bildung übersehen: die Schulung zum Denken. Dazu kommt allerdings noch eine moralische Verwirrung: man anerkennt nicht die Verpflichtung gegenüber dem Volke, den Vorzug der akademischen Bildung zu seinem Wohle zu verwenden.

Ich bin daher kein Bekehrter; ich bin nicht einem beredten freiwirtschaftlichen Rattenfänger ins Garn gelaufen. Ich habe in der stillen Studierstube im Engadin, fern von allem politischen Getriebe gesucht und schließlich das Geschenk, das Silvio Gesell heißt, gefunden. Ich habe es auch nicht kritiklos angenommen. Ich habe mit dem Meister gekämpft wie der Jakob mit dem unbekannten Wüstengott. Er überwand mich, weil er stärker war. Es gehört aber auch zum ehrlichen Leben, daß man sich jeder Meisterschaft beugt, wenn sie uns geistig überwindet.

Das Glücksgefühl, die große Klärung aller wirtschaftlichen und damit auch der meisten politischen Zusammenhänge zu erleben und, von der Hand des Meisters geführt, durch die Nacht der Irrungen — und welche Nacht! — auf erleuchtetem Wege zu gehen, wiegt alles auf, was Mühsal, Mißverständnis und Gegnerschaft bringen. Aus Freiheit, Recht und Menschenwürde baut man sich eine Lebensauffassung auf; man will auch im Geistigen das Schwergewicht in sich tragen und von der Umwelt unabhängig sein. Aber da tritt die Wirtschaftsordnung wie eine gähnende Lücke dazwi-

schen; sie fügt sich der geistigen Einheit nicht. Wie der Fluch eines Schicksals scheint sie die Freiheit, Recht und Menschenwürde nach eigenen Gesetzen zu verleugnen, verleugnen zu müssen. So stehen sich zwei Welten gegenüber, diejenige des Geistes und diejenige der Wirtschaft, und scheinen unvereinbar. Die Erkenntnis-Gesells schließt diese Lücke und verbindet die beiden Welten zur Einheit. Auch in der Wirtschaft gelten die Gesetze der Logik, der Ethik, der Freiheit, des Rechtes, der Menschenwürde. Man muß sie nur entdecken; man muß sich nur davor hüten, eine Lehrmeinung an sie heran zu tragen und sie nach einem Plan knebeln zu wollen.

Man erlebt immer wieder Stunden, da man sich fragt: wozu sollen wir dem Volke helfen, wenn es sich nicht helfen lassen will? Wozu sollen wir uns mit Aufklärung abmühen, wenn das Volk nicht aufgeklärt werden will? Man darf nicht so fragen. Denn die Wahrheit verpflichtet zum Kampf um ihrer selbst willen. Und wenn wir sehen, wohin uns und die ganze Welt der Irrtum geführt hat, dann wird uns auch dieser Kampf leicht. Denn, nicht wahr: morgen wollen wir keinen Krieg mehr! Morgen soll die Irrlehre vom Lebensraum und vom Herrscher Geld das Dasein unserer Kinder und Kindeskinde nicht mehr zerstören. Die Zeit ist erfüllt; noch dieses Jahrhundert wird die Menschheit reif werden für eine neue Wahrheit.

Soll ich von Schicksal reden? Mein Vater wurde im gleichen Jahr geboren, wie Gesell, und 1891 erschien die erste Schrift über das Geldwesen; Proudhon schrieb seine klarsten Schriften im Jahre 1848, als die Bundesverfassung der Freiheit in Kraft trat; in meine Kinderjahre trat die Gestalt Dunants, der den Krieg vernichten wollte und den Weg dazu nicht fand, und im selben Jahre 1891 gab der Freiheitssucher John Henry Mak-

kay, der zu stolz war, meiner Einladung nach der Schweiz zu folgen, um dadurch dem Hungertod zu entgehen, sein erstes, großes Werk heraus. Geheimnisvolle Fäden spannen ein Gewebe um mein Leben, und darin lese ich immer wieder die alten Worte: Freiheit, Recht und Menschenwürde.

Antwort auf einen Brief

Warum habe ich mich den Wirtschaftsfragen und noch dazu dieser leidigen Freiwirtschaft verschrieben? Sie erkennen, daß mir das eigentlich gar nicht liegt; ich darf sogar gestehen, daß ich manchmal darunter leide, «im Gehege der Wirtschaft verfangen zu sein». Die Antwort ist ganz einfach: ich kämpfe unermüdlich scheinbar einseitig und mit sektenhaftem Eifer, bis zum Überdruß um die Lösung der Wirtschaftsfrage, weil gerade sie jetzt gelöst werden muß. Sie überragt an Bedeutung alle andern Fragen; es ist keine Übertreibung, wenn ich sage: *die ungelöste Wirtschaftsfrage ist die entscheidende Ursache des heutigen Zerstörungsturmes*, und wenn es uns nicht gelingt, diese Ursache endgültig zu beseitigen, so werden unsere Kinder und Enkel wieder einen solchen Zerstörungsturm erleben müssen. Auch die Geschichte kennt eine Art Arbeitsteilung: dem einen Jahrhundert überträgt sie die Lösung der Glaubens- und Gewissensfrage, und dann entsteht eine Revolution des religiösen Lebens; ein anderes Jahrhundert macht unter verschwenderischen Opfern den Schritt zur politischen Freiheit und schafft den Begriff des freien Bürgers und seiner Menschenrechte. Unser Jahrhundert hat die Aufgabe der Wirtschaft erhalten, und weil diese gelöst werden muß, trage ich meinen bescheidenen Teil bei. Fast

bin ich versucht zu sagen: im 16. Jahrhundert wäre ich mit Zwingli gegen die alte Kirche zu Felde gezogen; im 18. und 19. Jahrhundert hätte man mich auf der Seite derjenigen gefunden, welche um Rechtsgleichheit und politische Freiheit kämpften, und im 20. Jahrhundert ist es selbstverständlich, daß ich dort stehen muß, wo um die Ordnung, die Freiheit und die Gerechtigkeit der Wirtschaft gekämpft wird.

Gewiß kommen nicht alle Übel aus unserer verfehlten Wirtschaftsordnung; wir unterschätzen weder den Faktor «Mensch» noch die geistigen Kräfte. Aber man kann die Bedeutung der Wirtschaft nicht übertreiben; deren Rückwirkungen auf das Rechts- und Geistesleben sind viel stärker und nachhaltiger als umgekehrt. Das Recht z. B. ist weitgehend wirtschaftlich bedingt; der größte Teil der Gesetze ist ein Versuch, der wirtschaftlichen Gemeinschaft eine Rechtsgrundlage zu geben. Und wenn das Recht «verwildert», wie dies heute weitgehend der Fall ist, können Sie unschwer die treibenden Kräfte in der Unordnung der Wirtschaft entdecken. Die Zerstörung der Wirtschaftsfreiheit, welche doch einen Teil der Freiheit überhaupt bildet, die Ausdehnung der Staatsmacht auf Kosten des freien Bürgers, die Preisgabe der Persönlichkeit zugunsten des Verbandes: das alles ist wirtschaftlich bedingt. Gehen Sie den Rückwirkungen auf das Kultur- und Geistesleben nach! Die Wirtschaft verbraucht alle Kräfte; wir leben, trotz aller technischen Fortschritte, in einem Zustand geistiger Verkümmern wie kaum ein Geschlecht. Wer eine Vertiefung und geistige Einheit des Lebens sucht, zählt zu den Außenseitern. Von der Haltung des einzelnen Menschen bis zur Geisteslage des ganzen Volkes und der Völker insgesamt gehen die Rückwirkungen der Wirtschaft viel weiter, als man glaubt und als an der Oberfläche sichtbar ist. Das

Materielle ist Grundlage und Voraussetzung des Geistigen; auch der Künstler, der sich um das Materielle am wenigsten kümmert, hört zu schaffen auf, wenn die «wirtschaftliche Zerrüttung seines Daseins» allzu groß ist, d. h. wenn er verhungert. Ich stelle damit das Materielle nicht über das Geistige, im Gegenteil, ich stelle damit lediglich eine Lebensstatsache fest, welche wir in ihrer ganzen Bedeutung würdigen müssen. Aus ihr ergibt sich die Forderung, daß endlich Ordnung in das Wirtschaftsleben gebracht werden muß.

Ein Mensch, welcher das Wirtschaftliche für sich allein betrachtet und es von anderen Lebensgebieten trennt, bleibt an der Oberfläche haften. Wer in der Freiwirtschaft nur ein äußeres Mittel erblickt, um einige Übel der Wirtschaft zu beseitigen, ist ein armer Mensch und kann kein Kämpfer, sondern höchstens ein Sektenprediger sein. Es muß ihm ergehen, wie es Ihnen ergangen ist: das Innerste wird nicht gepackt, Geist und Seele finden keine Befriedigung. Aber in der Freiwirtschaft an sich ist so wenig das Wesentliche als ein Verfassungsartikel dem demokratischen Kämpfer des 19. Jahrhunderts das Wesentliche war. Warum stritt er denn so heftig darum? Weil ihm eine Bestimmung der Verfassung, z. B. diejenige über die Rechtsgleichheit, äußerer Ausdruck seiner gesamten Lebensauffassung, übertragen auf das Gebiet des Staatsrechts, war und dadurch die Rechtsgrundlage wurde, auf welcher der «freie Bürger» im politischen Sinne entstehen konnte. So ist auch die Freiwirtschaft Ausdruck derselben Gesamtaufassung des Lebens, übertragen auf das Wirtschaftliche, und dazu bestimmt, die Wirtschaftsgrundlage für den «freien Bürger» zu bilden. Das Wirtschaftliche kann von den andern Lebensgebieten gar nicht getrennt werden; es bildet mit ihnen eine unlösbare und wider-

spruchslose Einheit, welcher die alten, aber stets neu abzuwandelnden Begriffe der Freiheit, der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit zugrunde liegen. Glauben Sie, ich würde mich für ein «Wirtschaftsrezept» derart ereifern? Mein Kampf um die Ordnung der Wirtschaft ist nichts anderes als ein Kampf um Freiheit und Recht überhaupt, geführt auf demjenigen Gebiete, wo beide am stärksten bedroht sind.

Dabei bin ich mir selbst über die Wechselwirkung zwischen Geist und Wirtschaft vollständig klar. Die verheerende Rückwirkung der ungelösten Wirtschaftsfrage auf das ganze Leben und damit auch auf das Geistige zeigt sich überall, im großen und im kleinen. Aber daß unsere Wirtschaft nicht in Ordnung ist, geht auf geistiges Versagen zurück; aus einer völligen Denkunfähigkeit, vom einzelnen Begriff bis zum logischen Schluß, und einer ebenso bedenklichen Gesinnung ist der heutige Zustand der Wirtschaft entstanden. Das Geistige steht also auch für mich obenan, und darum wende ich mich stets an die geistigen Kräfte im Menschen und nicht an das Streben nach wirtschaftlichen Vorteilen.

Oktober 1941

Silvio Gesell, ein Gedenktag

Vor 10 Jahren, am 11. März 1930, ist Silvio Gesell, der Begründer der Freiwirtschaft, gestorben. Ich betrachte es als selbstverständliche und zugleich ehrenvolle Pflicht, diesen Gedenktag auch meinen Lesern in Erinnerung zu rufen, den Freunden und den Gegnern. Denn wenn ich in meinen wirtschaftspolitischen Aufsätzen Dinge schrieb, die in keiner Schule und keiner Partei gelehrt werden, die bei den einen

Freude und bei den andern Anstoß erregten, wenn ich es sogar wagen durfte, scheinbar kühne Voraussagen zu machen, über welche mancher Leser den Kopf schüttelte, um nachträglich deren Richtigkeit bestätigt zu finden, so ist daran ausschließlich Gesell oder, wenn man will, seine «Schule», d. h. seine Erkenntnis und Lehre schuld. Ohne Gesell wäre ich wirtschaftspolitisch verloren gewesen; ich hätte aus der Verwirrung unserer Zeit keinen Ausweg, also auch keine Hoffnung gefunden. Wohlwollende Gegner sagen, der «fanatische Glaube an Gesell» habe mein Leben zerstört; ich hätte ein sehr brauchbares Glied der heutigen Gesellschaft werden können, wenn ich nicht der leidigen Freiwirtschaft verfallen wäre. Für mich stellt sich dies ganz anders dar: Gesell hat meinem Leben Inhalt und Sinn gegeben; denn er gab mir Klarheit über die Wirtschaftsfrage. Klarheit ist zunächst Erkenntnis. Erkenntnis aber ist Sicherheit, Glaube, Zuversicht und Halt in einer Welt, in welcher so ziemlich alles zusammenbricht. Wer die Zugehörigkeit eines Mitbürgers zur Freiwirtschaft bedauert, könnte mit gleichem Recht sagen: schade, daß Edison ein Physiker war, er wäre sonst ein ganz brauchbarer Mensch geworden. Natürlich besteht bei diesem Vergleich ein wesentlicher Unterschied: Edison war schöpferisch; er drang zu neuen Erkenntnissen vor, er erfand das neue Licht und vieles andere. Wir sind nicht schöpferisch; wir sind nur Schüler, Verbreiter einiger Erkenntnisse. Aber was wäre aus Edisons Entdeckungen und Erfindungen geworden, wenn nicht auch er «Verbreiter» gefunden hätte?

Allerdings besteht noch ein Unterschied. Mit Edisons Erkenntnissen ließ sich von Anfang an ein Geschäft machen. Man konnte Kraftwerke bauen und große Werkstätten einrichten, die sofort gewaltige

Gewinne ergaben. Daher fanden seine Erkenntnisse ihre unglaublich rasche Verbreitung. Mit den Entdeckungen Gesells läßt sich vorerst kein Geschäft machen. Ein klingender Gewinn, bar auf die Hand bezahlt, wirkt überzeugend und fördert die Unternehmungslust. Aber eine Erkenntnis, welche das ganze Volk zum Wohlstand führt, wirkt nur für denjenigen überzeugend, der sie erfaßt hat bis in die Tiefe und die letzten Folgerungen. Wer aber hat heute Zeit und Lust, den Dingen bis auf den letzten Grund nachzugehen? Wir leben in einer Zeit der Oberflächlichkeit und Denkfähigkeit, wie sie vielleicht noch niemals bestand. Und noch niemals saßen übernommene Ansichten und Vorurteile so fest in den Köpfen und Herzen der Menschen wie heute. Nehmen wir einen ganz einfachen Gedanken: den Gedanken, das Geld zum Gegenstand unbefangener Betrachtung zu machen wie ein beliebiges anderes Ding, an das wir in keiner Weise gebunden sind. Wir wollen es nicht angreifen und nicht verteidigen, nicht verwerfen und nicht rechtfertigen; wir wollen nur in aller Unbefangtheit wissen, wie es eigentlich damit steht. Welche Selbstüberwindung, welche Unabhängigkeit gegenüber allen Vorurteilen und Ansichten unserer Zeit braucht es, um zu diesem höchst einfachen Gedanken durchzudringen!

Dabei ist die Lehre Gesells, wie alles Große und Bahnbrechende, denkbar einfach. Natürlich haben wir es leichter als er, da er mühsam im Gestrüpp aller volkswirtschaftlichen Irrtümer und halben Wahrheiten suchen mußte. Was ist der Kernpunkt derselben? Gesell hat einfach den Gedanken der Geldwirtschaft bis zum letzten Ende, zur letzten Folgerung durchgedacht. Unsere Wirtschaft ist Geldwirtschaft; die Versorgung der Menschheit mit wirtschaftlichen Gütern geschieht durch die Vermittlung des

Geldes in der eigenen Wirtschaft und über die Landesgrenzen hinweg. Das ist eine Tatsache und zugleich eine Voraussetzung. Bei ihr setzt Gesell ein. Nach welchen Regeln und Gesetzen geschieht diese Vermittlung; durch das Geld, durch die Währung? Er geht diesem Gedanken nach und entdeckt das Gesetz der Preisbildung: Angebot und Nachfrage bestimmen den Preis. Es ist alt und unbestritten, zeigt sich aber auf einmal in einem ganz neuen Lichte. Das Angebot an Kartoffeln bestimmt deren Preis; gut. Aber woher kommt es, daß dieser Preis zusammen mit allen andern plötzlich so große Schwankungen zeigt, während das Angebot dieselben Schwankungen gar nicht aufweist? So erkennt Gesell den entscheidenden Einfluß des Geldes auf die Preisbildung. Er entdeckt die Inflation und die Deflation und deren Ursachen. Vor 30 Jahren waren die beiden Begriffe sozusagen unbekannt, heute sind sie jedem geläufig. Die Welt hat im Verlauf von 30 Jahren freiwirtschaftlich denken gelernt, ohne es zu merken. Gesell verfolgt den Gedanken weiter: aus dem Gesetz der Preisbildung erkennt er das höchst einfache Gesetz der Wirtschaftskrise: unzureichende Geldversorgung. Zusammenbruch der Preise, das und nichts anderes ist die Krise. Damit ist das wirksame Gegenmittel gefunden: sorgfältigste Verwaltung des Geldwesens nicht nach der Richtschnur des Goldes, sondern nach derjenigen der Preisbildung, also «Index-Währung». Und da die Arbeit des Geldes, das den gesamten Gütertausch und dessen Bedingungen bestimmt, nicht der Willkür der Hamsterer ausgeliefert werden darf, ergibt sich der Umlaufszwang ganz von selbst: das Geld muß zum regelmäßigen Kreislauf gezwungen werden, ein höchst einfacher, wirtschaftlich und logisch unanfechtbarer Gedanke. Gesell verfolgt den Gedankengang weiter; er wendet das

Grundgesetz von Angebot und Nachfrage auf das Geld selbst an und entdeckt die Ursache der großen, fortwährenden Ausbeutung, die man Zins nennt. Er entdeckt, warum in der Welt von unerhörtem Reichtum und unbegrenzter Arbeitsleistung Armut und Proletariat vorhanden sein muß: weil das Angebot an Geld und Kapital stets kleiner gehalten wird als die Nachfrage. Marx hat den Begriff «Kapitalismus» erfunden und in aller Welt verbreitet; Gesell gibt diesem Begriff seinen genau umschriebenen Inhalt und weist damit den praktischen Weg zur Beseitigung der «Baufehler», die unserer an sich richtigen Wirtschaft anhaften. Und schließlich wendet er dasselbe Grundgesetz auf den Boden an und entdeckt die Gesetze der Grundrente, des ewigen Bodenzinses. Und wiederum ist mit der Entdeckung zugleich das Mittel zur Überwindung des Übels gefunden: die Überführung der Grundrente an das Volk selbst bei völlig freier Wirtschaft.

An Erkenntnis und Erfahrung reif und reich geworden, schaut sich Gesell in der Vergangenheit um. Da ergeben sich, überraschend und zugleich beglückend, tausend Verbindungen mit den volkswirtschaftlichen Suchern und Entdeckern aller Jahrhunderte. Was zunächst als völlig neu und fremd erschien, das zeigte sich als letzte Fortführung und Zusammenfassung von Erkenntnissen, die in Bruchstücken schon längst vorlagen. Aus wenigen Sätzen, die uns erhalten blieben, ersah man, daß der griechische Gelehrte Aristoteles, der 300 Jahre vor Christus gelebt hat, vom Geld mehr verstanden hat als ein Bankdirektor des 20. Jahrhunderts. Man konnte, wie Fritz Schwarz dies getan hat, ein Buch «Vom Segen und Fluch des Geldes in der Geschichte der Völker» schreiben und dabei die größten, zugleich die furchtbarsten Entdeckungen machen: wie da ein leichter, unbemerk-

ter Fehler in der Geldversorgung ganze Völker und ganze Kulturen unrettbar zerstörte, genau wie dies heute geschieht, nach derselben Kette von Deflation, Krise, Mangel an «Lebensraum» und Krieg. Man erkannte den tragischen Irrtum des 19. Jahrhunderts: wie Marx aufkam und Proudhon vergessen wurde und die Dinge sich bis zum letzten Kampfe zuspitzten, der heute ausgetragen wird.

Neben diesem Werk im Großen ging das Alltagswerk Gesells im Kleinen. Im Jahre 1891 schrieb er, im Alter von 29 Jahren, die erste bahnbrechende Schrift über das Geldwesen mit der bezeichnenden Überschrift: «Die Reformation im Münzwesen als Brücke zum sozialen Staat». Da haben wir schon die ganze Freiwirtschaft und deren tiefsten Sinn: die Schaffung des sozialen, d. h. des wirtschaftlich gerechten Staates. Es folgt eine lange Reihe von Schriften bis zum Hauptwerk: «Die natürliche Wirtschaftsordnung». Es folgt der praktische Kampf: die — natürlich erfolglose — Beratung der Eidgenössischen Räte bei der Schaffung der Schweizerischen Nationalbank, der Kampf gegen die Inflation in Deutschland, der fieberhafte Versuch, in der Räterepublik Bayern Ordnung in die Staatsfinanzen zu bringen. Daraus entsteht die Legende vom «Kommunist» Gesell, welche die Gegner noch heute verbreiten, obwohl sie wissen, daß Gesell von den Kommunisten abgesetzt und verfolgt wurde. Die gröhrende Menge spie ihm ins Gesicht. Selbstverständlich gehört zum Leidensweg des Bahnbrechers auch der Beschluß des Bundesrates, ihm die Einreise in die Schweiz zu verbieten. Ich glaube, im goldenen Buch unserer Fremdenpolizei sind so ziemlich alle großen Namen verzeichnet.

Es folgt die Nachkriegszeit, die ungeheure Rechtfertigung Gesells durch die Tatsachen. Er erlebte noch den Beginn der großen

Deflation: 1929 allgemeine Rückkehr zur Goldwährung, Herbst 1929 Beginn der Deflation in den meisten Staaten, Beginn der Krise, der Untergang des Abendlandes fängt an. Er sieht, im Frühjahr 1930, die ersten Folgen und spricht, kurz vor seinem Tode, noch das prophetische Wort: es riecht nach Blut in Europa. Dann schließt er, am 11. März 1930, die Augen, die so tief in die Dinge und in die Menschen geschaut haben, ein Weiser, ein Seher, ein Führer. Er stirbt in Ruhe und Zuversicht. Jahrelang quälte ihn die Sorge, seine Entdeckungen könnten verloren gehen oder unterdrückt werden. Aber er erlebt, wie sich die Schüler um ihn scharen, in allen Ländern, besonders in der Schweiz. Er weiß: unerhörte Kämpfe stehen ihnen allen bevor, denn der Kampf gegen die Vorherrschaft des Geldes und des Zinses ist schwerer als jeder andere Kampf; aber er muß und wird durchgekämpft werden bis zum Siege.

Seit seinem Tode haben sich die Dinge weiter zugespitzt. Die Irrtümer sind zu riesenhaften Mächten geworden: der Irrtum des Kapitalismus, der die ganze Welt beherrscht, und der Irrtum des Marxismus. Die beiden Irrtümer sind zum Entscheidungskampf angetreten; man sieht den Untergang des Abendlandes nahe.

Auch wir sehen das. Aber wir sehen hinter diesem Untergang den Anbruch einer neuen Zeit des Friedens, der Ordnung und des Rechtes: wir sehen, im erdrückenden Dunkel des Zusammenbruches, den Sieg des großen Bahnbrechers, der Gesell hieß und Meister war. Und wir sehen, wie eine dankbare, in Arbeit und Freiheit glückliche Menschheit das Grab dieses verkannten Großen bekränzen wird.

März 1940

Pestalozzi

Am 17. Februar 1827 hat Pestalozzi als hochbetagter und müder Greis die Augen für immer geschlossen. Die letzte Arbeit, die er noch gerne zu Ende gebracht hätte, war eine Verteidigung und Rechtfertigung seines Werkes gegenüber scharfen Angriffen, die ihm eben widerfahren waren. Es kam nicht mehr dazu. Wie ein Symbol erscheint dieser Abschluß seines Lebens und seines Wirkens. Als junger Jurist hatte er eine Schrift gegen die Ungerechtigkeit des städtischen Regimentes geschrieben. Sie wurde in Zürich vom Henker verbrannt; dieser Mensch paßte mit seinen Anschauungen nicht in die wohleingerichtete Welt hinein. Verfolgung und Schmähung scheinen am Anfang und am Ende seines Wirkens. Das muß so sein; wer durch die Liebe zu den Menschen und zum Volke sehend geworden ist und in kindlicher Selbstverständlichkeit alles gerade heraussagt, was er sieht, wird zum gefährlichen Revolutionär, ohne es zu wollen und zu wissen.

Sein 100. Todestag ist in der ganzen Welt mit einer fast auffallenden Festlichkeit begangen worden. Das gehört sich; denn Pestalozzi ist einer der Großen unter den Menschen und vielleicht der Größte, der unserer Heimat entstammt. Auf seinen hundertsten Todestag hin sind die Gewissen wach geworden. Es ist, als ob man an diesem wunderbaren Menschen und Heiligen ein Unrecht gutmachen müßte. Man hat ihn allzu einseitig unter die Erzieher eingereiht; jetzt entdeckt man ihn wieder und erkennt, daß sein Wesen viel mehr umfaßte als nur die Bildung der Kinder. Er wollte alle Armut, alle Not, alle Gebundenheiten des Lebens aus der Welt schaffen; er wollte allen Menschen die Bahn frei machen zu edlem und reinem Menschentum. Daß er

sich dabei zuerst den armen Kindern zuwendete, beruht darauf, daß sich bei ihnen seine Menschenliebe am besten und segensreichsten auswirken konnte. Er mußte sich zu denen halten, an denen am wenigsten verdorben, bei denen die Entfaltung des höchsten Menschentums noch am ehesten möglich war. Aber was würde er wohl sagen beim Anblick all der Feiern, die zu seinen persönlichen Ehren veranstaltet werden? Er würde wohl die Festlichkeiten ablehnen, alles persönliche Verdienst mit verwunderten Augen verneinen und sagen: Feiert ihr mich denn? Es ist doch ganz klar, daß ich das tun mußte, was ich getan habe; es ist doch ganz selbstverständlich, daß der Mensch um des Menschen willen da ist. Kann der Glaube an das Göttliche in der Welt und dem Menschen anders als durch den Menschen selbst, durch sein Tun und Denken, vermittelt werden? «Gott ist für den Menschen nur durch die Menschen der Gott der Menschen.» Und er würde mit einem Blick auf unsere Zeit und unseren Fortschritt in wahren Menschentum vielleicht auch die Frage stellen: Seid ihr noch nicht weiter?

Wer den Versuch macht, diesen einzigartigen Menschen zu schildern, empfindet vor allem die eigene Unzulänglichkeit und die Unmöglichkeit, ihm mit noch so wohlgesetzten Worten gerecht zu werden. Der Eindruck seiner Persönlichkeit erhebt, beseligt und erschüttert zugleich. Aus der Seele ringt sich ein unsagbares Gefühl von Verehrung, Mitleid und Sehnsucht empor. Man sieht diesen Menschen in all seiner Niedrigkeit, seiner Armut, seiner Unbeholfenheit und Hilflosigkeit inmitten von Kindern, deren leibliche Notdurft er mit ungeschickter Hand beheben will, und inmitten von Unternehmungen, deren Schwierigkeiten und Menschlichkeiten er nicht gewachsen ist. Und je mehr man sich in dieses Bild

vertieft, um so mehr wird alles zu einem Rahmen, der die menschengewordene Liebe, das sichtbar erschienene höchste Menschentum umschließt. Es ist so unsagbar einfach und unkompliziert; mit dem einen Wort «Menschenliebe» ist alles gesagt. Aber gerade darum überwältigt uns der Eindruck seiner Persönlichkeit; dieser selbstverständlichen, diskussionslosen Hingabe an einen letzten, höchsten Gedanken kann man nicht widerstehen. Der ungepflegte Schulmeister ohne Lehrerpapier mit seiner Güte und Milde und scheinbaren Unmännlichkeit wird zur Offenbarung einer unerhörten Kraft, welche in die Jahrhunderte hineinwirkt.

Man darf ruhig von einem gewaltigen Erfolg Pestalozzis reden. Die allgemeine Volksbildung ist zur Selbstverständlichkeit geworden. Unter seinem Bilde und wohl auch in seinem Geiste vollbringen heute Tausende von Lehrern eine Arbeit, deren Größe und Schwierigkeit selten richtig gewürdigt werden. Man übersieht, daß nur ein Pestalozzi seinen Geist mit solcher Selbstverständlichkeit dem Geiste der Kinder anpassen konnte; man übersieht die ständig lauende Gefahr der Mechanisierung; man übersieht, daß sich gar nichts so schwer organisatorisch, staatlich regeln läßt wie die lebendige Beziehung zwischen Mensch und Mensch, Kind und Erzieher. Und man übersieht, daß gerade in dieser geordneten Ordnung zugleich eine Beschränkung und Bindung des Lehrers liegt, die manchem unerträglich erscheinen muß und die letzten Endes gerade dem Geiste Pestalozzis widerstrebt. Bei aller zugestandenen Freiheit könnte sich heute ein Lehrer in kürzester Zeit dadurch unmöglich machen, daß er mancherlei Gedanken und Aussprüche Pestalozzis in der Schule behandelt. Nehmen wir folgende Worte: «Warum sollte man die Wahrheit verhehlen? Die Welt wird

nicht christlich regiert. Die Regierungen als solche sind nicht christlich. Der Staat als Staat handelt bestimmt wider das Christentum. Eine christliche *Schlacht*, christliche Feldprediger, christliche Maßnahmen, den blinden Gehorsam der Untern und die Allmachtsrechte der Obern auf Kind und Kindeskind zu sichern, das alles sind Sachen, die, wie der Mann auf dem Mond, nur in der Einbildung verirrter Leute ihr Dasein haben.» Ein Lehrer wage es, diese Worte Pestalozzis und die in ihnen enthaltenen grundsätzlichen Anschauungen in der Schule zu behandeln; er kann froh sein, wenn er mit einem Verweis wekommt.

Man muß doch wohl die Frage aufwerfen, ob das vergangene Jahrhundert samt unserer Zeit, dem hervorragenden Geist entsprechend, nicht eher die äußerliche, sozusagen technische Seite von Pestalozzis Plänen verwirklicht hat, wobei gerade das Wesentliche, das letzte und höchste Ziel Pestalozzis, zu kurz kam. Die Forderungen Pestalozzis sind quantitativ erfüllt; unsere Schulstatistik läßt sich kaum mehr überbieten. Aber sind sie auch qualitativ erfüllt? Haben wir uns dem letzten Ziele, dem Menschentum, der in jeder Hinsicht entscheidenden Würde des Menschen, wesentlich genähert? Ist uns jeder Gedanke an Unmenschliches, Unwürdiges, Ungöttliches zum selbstverständlichen Abscheu geworden, wie es bei Pestalozzi war? Oder müssen wir auch Pestalozzi zu den vaterlandslosen Gesellen und weibgewordenen Waschlapen rechnen, weil er sich eine christliche Schlacht und einen christlichen Feldprediger nicht vorstellen konnte?

Es ist gut, wenn Pestalozzi wieder entdeckt wird und wir ihn mit den Augen unseres Jahrhunderts betrachten lernen. Dann erkennen wir die feine Verschiebung, die mit ihm geschehen ist. Man hat ihn, gewiß mit Recht, zum Schulspezialisten, zum Füh-

rer der Jugenderzieher gemacht. Man hat sich diese Seite seines Wesens, die ja nur eine der mancherlei Ausstrahlungen seiner Grundanschauung ist, gefallen lassen. Man pflegte den harmlosen Schul- und Lehrerkonferenz-Pestalozzi, um den gefährlichen Sozialkritiker und leidenschaftlichen Sozialkämpfer Pestalozzi totzuschweigen. Aber auch diesen müssen wir wieder hören, wenn wir den ganzen Pestalozzi haben wollen. Er erträgt keine willkürliche Beschneidung. Die gleiche große Liebe zu Mensch und Volk, die gleiche erbarmende Göttlichkeit seines Wesens, die ihn zum Schulmeister der armen Kinder werden ließ, legte ihm Worte von unerhörter Schärfe und Deutlichkeit in den Mund. Die gleichen gütigen Augen, die das Elend der Kinder sahen, sahen auch das Elend der Erwachsenen, das Elend einer verfehlten Wirtschaftsordnung, das geistige Elend aus Unrecht und Gewalt. Man kann das eine vom andern nicht trennen; es ist unaufrichtig, wenn man den großen Jugenderzieher feiert und vom ebenso großen Sozialrevolutionär — denn dies war er in Tat und Wahrheit, und der Zürcher Henker hat seine Jugendschrift nicht ohne Grund verbrannt — schweigt. Erst dann kann man von einer Entdeckung und Auferstehung Pestalozzis reden, wenn man sein Wesen und seine Ziele in jener umfassenden Weite, die sie tatsächlich hatten, gelten läßt, auch wenn der gütige Mann dabei unbequem und gefährlich wird.

Für alle, welche über die verirrte Gegenwart hinaus höheren Zielen nachstreben, liegt in der Erscheinung Pestalozzis etwas unnennbar Tröstliches. In allen Zweifeln, in aller Verzagtheit, in aller Anfechtung hat er den Blick immer wieder zu einem letzten und einfachen Ziele zu erheben vermocht. Vor ihm stand der erdgebundene Mensch, den Gott zu sich emporziehen will; was muß der Mensch tun, der das erkannt hat?

Er muß in selbstloser Liebe alles wegräumen, was diesen Weg zum Göttlichen versperrt. Das hat Pestalozzi getan. Könige haben ihn aufgesucht, und das Elend hat ihn geschlagen; er hat sich nicht beirren lassen, sondern mit der Selbstverständlichkeit des Kindes dem einen großen Gedanken hingegeben. So ist er, der gar nichts für sich gesucht hat, zum Heiligen geworden.

Februar 1927

Henry Dunant

Der Ertrag der diesjährigen Sammlung vom 1. August wird dem Schweizerischen Roten Kreuz überwiesen. Das hat Herr Bundesrat Motta veranlaßt, einen sehr schönen Aufruf zu verfassen und seine lieben Mitbürger aufzufordern, ihr Scherflein reichlich zu spenden. Er verbindet in diesem Aufruf das Rote Kreuz mit dem Weißen Kreuz: «Dieses befiehlt den Schweizern, sich, wenn nötig, sogar in letzter Hingabe an das Vaterland aufzuopfern; jenes verlangt von den Kriegführenden die Schonung der Verwundeten und Kranken und die Achtung vor den Toten.» Damit ist die berühmte Einheit zwischen Krieg und Christentum hergestellt. Das Christentum — wenigstens das anerkannte — verbietet ja nicht den Krieg, sondern höchstens den einzelnen Mord. Tatsächlich übertreffen die christlichen Staaten durch die Anzahl ihrer Kriege und deren Opfer alle anderen Völker. Aber das Christentum muß wenigstens dabei sein, wenn wieder einmal ein frischfröhlicher Krieg im Gange ist: es befiehlt, daß man den Feind verbinde, nachdem man ihm die Wunde geschlagen hat. Und wenn er gar tot ist, so soll man ihn wenigstens achten, was man übrigens schon im Altertum tat, als es noch kein Christentum gab.

Die Hüter der bestehenden Ordnung müssen mit der Berufung auf große Eidgenossen etwas vorsichtig sein. Schon der bärbeißige Gottfried Keller, den viele Leute als das Ideal eines patriotischen und trinkfesten Festbesuchers betrachten, ist ein sehr zweifelhafter Geselle, wenn es gilt, ihn als geistige Stütze der heutigen Ordnung und Politik zu verwenden. Er hatte verschiedene Sprüche geschrieben, die man im Bundeshaus und in den Stammlokalen der Parteien vergeblich sucht, und wenn er schon ein tüchtiger Ratsschreiber war, so war er nicht minder ein unerbittlicher Kritiker, der den Dingen auf den Grund ging und sich nicht durch großartige Worte verwirren ließ. Noch schlimmer ist man mit dem guten Heinrich Pestalozzi dran, den man sich immer als weichherzigen, aber etwas harmlosen und unbeholfenen Mann vorstellt, der sich mit den Kindern abgibt und von den übrigen Dingen dieser Welt nicht viel versteht. Er hat von ihnen sehr viel verstanden, mehr als seinen Mitbürgern lieb war; denn er war ein geschulter und gescheiter Mann. Er hat über die politischen und wirtschaftlichen Übel seiner Zeit Sätze geschrieben, daß den patentierten Hütern der geheiligten Ordnung die Haare zu Berg standen, und es war schließlich seine Rettung, daß er den Weg zu den Kindern, zu den Geschlechtern der Zukunft, fand, weil mit den Alten doch nichts mehr anzufangen war. Denn sonst wäre er unfehlbar mit der hohen Obrigkeit und allen herrschenden Mächten in Streit geraten und hätte im Käfig nachdenken können, was man in der helvetischen Republik sagen und nicht sagen darf.

Auch aus dem Begründer des Roten Kreuzes, aus Jean Henry Dunant, hat man einen weichherzigen und harmlosen Mann gemacht, der mit seinem langen Bart und dem Sammetkäppchen sozusagen das Mit-

leid des guten Bürgers mit den armen Kriegsoffern sinnbildlich darstellt. Diese Verzeichnung, die nicht ganz ungewollt ist, hat auch dem Roten Kreuz den Stempel aufgedrückt: eine brave, von menschlichen Gefühlen erfüllte Gesellschaft, die in Friedenszeiten Geld sammelt und Pflegerinnen ausbildet, um im Kriege Verwundete zu pflegen. Damit sollen die großen Werke, die das Rote Kreuz besonders während Kriegszeiten unternimmt — auch im spanischen Bürgerkrieg leistete es auf beiden Seiten Dienste aller Art —, in keiner Weise herabgesetzt werden. Hingegen müssen wir um der Wahrheit willen das eine feststellen: *das heutige Rote Kreuz hat aus dem ganzen Lebenswerk von Henry Dunant nur einen einzigen Gedanken übernommen, denjenigen der Hilfe für Verwundete und Gefangene; es hat aber den Grundgedanken, aus dem dieser Nebengedanke entstanden ist, vollständig vernachlässigt: den Kampf gegen den Krieg selbst.*

Man führt die Geburtsstunde des Roten Kreuzes auf die Schlacht von Solferino 1859 zurück, wo Dunant das Los der Verwundeten sah, wie er es später so lebendig geschildert hat. Das ist richtig, aber einseitig; Dunant wollte zunächst den Verwundeten helfen. Entscheidend aber ist, daß er bei Solferino den Krieg selbst hassen gelernt hatte und seine Berufung darin erkannte, den Krieg zu überwinden. Wer die Geschichte des Roten Kreuzes wirklich kennt, der weiß, was diese Gründung bedeuten sollte: sie sollte den praktischen Anfang zur allgemeinen Beseitigung der Kriege bilden. Die Internationale Organisation zur Pflege der Verwundeten war als Grundstock eines internationalen Kampfbundes gedacht, der den Kampf gegen den Krieg selbst führen sollte. *Im Roten Kreuz liegt, von Dunant ebenso klar erkannt wie gewollt, der Grundgedanke des Völkerbun-*

des: die Ersetzung der Gewalt durch das Recht.

Je mehr Dunant von seiner Oberfläche in die Tiefe drang und die Grundlagen, aber auch die Schwierigkeiten seines großen Werkes erkannte, um so mehr zerfiel er mit der Gesellschaft, dem Staat und dem Christentum. Es sieht wie das Walten eines Schicksals aus, daß er nach seinen persönlichen Erfahrungen (er war in Konkurs gekommen) auch die herrschende Gesellschaft wie kaum ein zweiter bis auf den Grund kennenlernen mußte. Im Verkehr mit Königen, Fürsten, Staatsmännern und hohen Persönlichkeiten aller Art verlor er die große Meinung, die man gewöhnlich vor solchen Leuten und ihren Fähigkeiten hat, vollständig. Er durchschaute die Verlogenheit, die Geistesträgheit, das überhebliche Besserwissen dieser ganzen Gesellschaft und wandte sich, von Ekel erfüllt, von ihr ab, obwohl er deren Hilfe für sein Werk nowendig hatte. Er durchschaute aber auch die Widersprüche in Staat und Kirche und deren Gegensatz zwischen Worten und Taten. Wie kann ein christlicher Staat überhaupt Krieg führen? Wie ist es möglich, daß eine Religion, die sich Christentum nennt, das Unrecht eines Krieges duldet und sogar Waffen einsegnet oder um den Sieg betet? So kam Dunant zu seiner großen Verachtung, zugleich aber auch zu seinem unerbittlichen Radikalismus. Henry Dunant schrieb auf einem kleinen Zettel an meinen Vater: Die beiden großen Feinde der Menschheit, nämlich der Staat und die Kirche, sind die intellektuelle und moralische Quelle jeglicher Knechtschaft.

Die Christenheit wird all das Unrecht, das sich in so vielen Jahrhunderten angehäuft hat, teuer bezahlen müssen. Ich wün-

sche die Freiheit für die ganze Welt, und es ist feige, gemein und hassenswert, einen Menschen um seines Gewissens willen zu verfolgen. Ich bin ein Jünger Christi wie ein Jünger des ersten Jahrhunderts und nichts mehr. Amen.

Man sieht: dieser Dunant mit dem langen Bart und dem Sammetkäppchen war ein Revoluzzer, der den heutigen Machthabern noch viel unbequemer würde als den damaligen. Man kann ihn nicht dazu benutzen, um ein Rotes Kreuz zu verteidigen, das nicht einmal mehr den Mut aufbringt, den Krieg selbst zu bekämpfen. Und man kann ihn auch nicht dazu benutzen, um so schön Christentum und Krieg, Staat und Kirche miteinander zu versöhnen und jene verlogene Einheit zwischen Moral und Politik herzustellen, die alles erlaubt, aber auch alle christlichen und moralischen Grundsätze preisgibt. Der Name Dunant bedeutet, wie das wahre Christentum selbst, ein Gericht für unsere Zeit und unsere Zustände, und es ist so, wie er schon vor mehr als 50 Jahren geschrieben hat: wir werden diesem Gericht nicht entgehen. Das eine — den Weltkrieg — haben wir schon erlebt, aber es hat nichts genützt. Die Menschen haben noch nicht gelernt, zu denken und haben sich wieder von den alten Sprüchen, die Staat und Kirche ihnen vorsagen, einfangen lassen. Also werden sie auch noch das andere Gericht erleben müssen, wenn sie nicht in letzter Stunde zur Selbstbesinnung kommen.

Mit Geldsammeln und Verbandspäckli hat Dunant nichts zu tun. Er war und ist der große Revoluzzer, der gegen Schein und jede Unwahrheit in Gesellschaft, Staat und Kirche kämpft, um den Völkern die Wahrheit und die Freiheit zu bringen.

Zum Zeitgeschehen

Neuer Geist

Es war in der Geschichte immer so: der neue Geist, der alte Ordnungen und Gesetzestafeln umstürzte und Neues gestaltete, hatte stete Richtung und Ziel. Es gab und gibt keinen Geist «an sich». Er wählt sich auch für seinen Angriff bestimmte Dinge aus. Er umfaßt das Irdische in seiner sehr nüchternen gegenwärtigen Ausgestaltung, bald das Gebäude, das sich der Glaube errichtet hat, bald den Staat, bald die Gesellschaft, bald die Wirtschaftsordnung. Diese Dinge erfaßt er, um sie umzugestalten, um ihnen einen neuen Inhalt, vielleicht auch eine neue Form zu geben. Indem er dies tut, versucht er, das Irdische mit dem Göttlichen, das Zeitliche mit dem Ewigen zu verbinden. Der Geist selbst ist nichts anderes als der wiederkehrende Ausdruck ganz weniger großer und einfacher Menschheitsgedanken. Der Kampf um Gerechtigkeit, Freiheit und Erhebung zum Göttlichen als die Einheit alles Großen und Guten durchzieht die ganze Geschichte. Er bestimmt die besonderen Aufgaben für jede Gegenwart und zugleich den besonderen Gegner, den er zu überwinden hat. Wenn die Freiheit in Unfreiheit, die Gerechtigkeit in Ungerechtigkeit, die Menschlichkeit in Unmenschlichkeit, das Göttliche in das Teuflische umschlägt und darin erstarrt, dann erhebt sich der neue Geist zu Kampf und Angriff, dann steht der Menschheit, der Religion, dem Staat, der Wissenschaft, der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Ordnung das bevor, was wir «Revolution» nennen. Mit politischen Machtkämpfen hat das nichts zu tun. Sie können der letzte und entscheidende Ausdruck einer gewaltigen, geistigen Auseinandersetzung, einer Revolution sein; aber es ist nicht gesagt, daß jeder Angriff eines neuen Geistes auf alte Ordnungen

und Überzeugungen seine letzte Entscheidung in einem Straßenkampf findet. Ebenso wenig ist gesagt, daß eine solche Revolution stets mit welthistorischem Getöse vor sich gehe. Die lautesten Umwälzungen haben gewöhnlich die geringste geschichtliche Auswirkung, während umgekehrt bei der geistigen Revolution die meisten Menschen gar nicht merken, was geschieht. Erst spätere Geschlechter, denen die Umwälzung bewußt geworden ist, suchen nach den Anfängen und Ursachen und entdecken zu ihrem Erstaunen unscheinbare Menschen und Vorgänge, in denen ein einfacher Gedanke wirksam war und die von den Zeitgenossen kaum beachtet und festgestellt wurden.

So ist es z. B. mit dem Christentum gegangen. Die Revolution durch den neuen Geist nahm zunächst Richtung und Ziel auf den Bereich des Glaubens, auf Religion und Kirche. Wer konnte damals ahnen, welche Folgen die schlichte Predigt Jesu und die Hingabe der Jünger an den neuen Geist auf die Religionen, auf die ganze Kultur, auf den mächtigsten Staat des Altertums haben werden? Erst lange nach Jesu Tod erwähnen die römischen Schriftsteller, die sonst peinlich genau die wichtigen Dinge ihrer Zeit aufschrieben, die Erscheinung des Christentums; dabei denken sie noch gar nicht an eine drohende Gefahr für ihre ganze Kultur, sondern erwähnen sie, wie der Geschichtsschreiber eine auffällige, aber nicht bedeutsame Merkwürdigkeit erwähnt.

Man könnte dieser geistigen Revolution jene zur Seite stellen, die unser Jahrhundert erlebt. Die Befreiung des Geistes von den Fesseln einer erstarrten Wissenschaft hat zu einer ganz neuen Durchforschung von Natur und ihrer Kräfte und damit auch zu einer ebenso ungeahnten Beherrschung der Natur durch den Menschen geführt. Die Verwendung dieser Kräfte im Dienste des

Verkehrs, zur Überwindung der Entfernungen, zur Schaffung von künstlichem Licht, zur Aufbewahrung oder Weitergabe der Töne, zur Ausführung gewaltiger Werke hat das Aussehen der Erde im Großen und im Kleinen viel gewaltiger umgestaltet als Jahrtausende früherer Geschichte. Der ganze Aufbau unserer Kultur wird erschüttert, wenn auch nur eine dieser Kräfte fehlen sollte. Das ist eine geistige Revolution, die sich bis auf die kleinsten Dinge des alltäglichen Lebens erstreckt und deren weltgeschichtliche Bedeutung wir nur deshalb nicht leicht erkennen, weil wir selber mitten in ihr drin stehen. Auch diese Revolution ist nicht in Schlachtenlärm und anderem Getöse entstanden, sondern in der stillen Stube des Forschers und Denkers. Ihr «neuer Geist» hat in tausend greifbaren Dingen des Lebens Gestalt angenommen, und wir sind an ihn so gewöhnt, daß auch die unerhörtesten Erfindungen kaum mehr überraschen.

Aber gerade dieser Vergleich der Revolution durch die Techniker mit derjenigen durch das Christentum zeigt uns, wie belanglos, ja sogar schädlich der äußere Fortschritt ist, wenn er nicht zugleich mit dem geistigen Fortschritt verbunden ist. Was nützt es uns, tausend Tonnen Dynamit für den Bau eines völkerverbindenden Tunnels zu verwenden, wenn wir hunderttausend Tonnen bereit halten, um Menschen und Menschenwerke zu vernichten? Was nützt uns die wundervolle Erfindung des Radios, wenn wir sie dazu verwenden, die Völker seelisch zu vergiften? Und was nützt uns die gewaltige Entwicklung einer die ganze Erde umfassenden Wissenschaft, wenn sie nur dazu dient, Armut, Ausbeutung und Unsicherheit des Daseins auf der ganzen Erde zu verbreiten? Die technischen Möglichkeiten sind unbeschränkt geworden; aber waren die Völker, die an der Spitze

dieser Fortschritte stehen, jemals so arm, so geschlagen, so unsicher in ihrem Dasein, so unglücklich, so von aller Not und allem Schrecken bedroht wie heute? Die höchste Anspannung aller Fähigkeiten des Verstandes rächt sich furchtbar an uns selber, weil wir darüber die Seele verloren und vergessen haben, daß wir die Gemeinschaft der Menschen und diejenige der Völker auf den unvergänglichen Grundgedanken der Menschheit, auf der Freiheit, der Gerechtigkeit, der Menschlichkeit und Liebe, auf dem Göttlichen als Einheit alles Großen und Guten aufbauen müssen.

Darum weht auch heute wieder der neue Geist, der Geist der Revolution durch die Völker. Man holt die uralten Gedanken der Menschheit wieder hervor und mißt an ihnen das, was wir geschaffen haben. Da sehen wir, daß unser Christentum unwahr und feige geworden ist. Die Staaten, als Hort der Gerechtigkeit für die Völker gedacht, sind zu Trägern unmenschlicher Macht und Hütern aller möglichen Vorrechte geworden. Der Reichtum der Erde und des menschlichen Fleißes wird durch eine Wirtschaftsordnung, die wir geschaffen haben und die wir ändern können, den einen entzogen und den andern mühelos zugetragen. Erstarrte Formen, alte Lehrsätze, entstellte oder mißverständene Grundsätze des Wirtschaftslebens machen aus einer Quelle allgemeinen Wohlstandes ein furchtbares Instrument der Unfreiheit, der Unterdrückung und der Armut. Es entstehen zwangsläufig innerhalb der einzelnen Völker und zwischen den Völkern jene furchtbaren Gegensätze, die der Mensch in seinem wahnwitzigen Unverstand mit Gewalt und Krieg aus der Welt schaffen will und die doch nur dann überbrückt werden können, wenn die alten Grundgedanken der Freiheit und der Gerechtigkeit rücksichtslos und unerbittlich auf alle menschlichen Be-

ziehungen und Ordnungen angewendet werden.

Darum muß der neue Geist, der die alten Gesetzestafeln und Ordnungen umstürzt, gerade heute Richtung und Ziel auf die wirtschaftlichen Beziehungen nehmen. Solange die materiellen Grundlagen der Gemeinschaft, der Völker, der Menschheit nicht in Ordnung sind und den unerbittlichen Forderungen der Gerechtigkeit und der Freiheit entsprechen, kann es keinen Frieden, keine wahre Gemeinschaft der Menschen und keine gesicherte Zukunft geben. Das zu behaupten ist kein Materialismus, sondern nur die Ehrlichkeit gegenüber einer unerschütterlichen Erkenntnis. Wie es eine geschichtliche Notwendigkeit war, daß im 16. Jahrhundert der neue Geist als Gegenstand seiner Revolution die Kirche ergriff und zu einer Reformation auch der katholischen Kirche führte, so muß heute der neue Geist die Wirtschaft ergreifen und jene Grundlagen der Gerechtigkeit schaffen, auf denen erst eine wahre Gemeinschaft errichtet werden kann und die Menschen der technischen Fortschritte endlich froh werden können. Darum entspringt die Leidenschaft, mit welcher wir um eine Neugestaltung der Wirtschaft kämpfen, nicht einem sektenhaften und kleinlichen Fanatismus oder einer engherzigen Rechthaberei. Sie entspringt der klaren Erkenntnis, daß unser Schicksal davon abhängt, ob wir imstande sind, den ewigen Gedanken der Gerechtigkeit in unserer Wirtschaftsordnung zu verwirklichen, ob wir den Willen und die Fähigkeit haben, den geistigen Gehalt unserer Ordnung auf die Höhe der technischen Fortschritte zu bringen. Das ist die Aufgabe unseres Jahrhunderts. Sie verlangt von uns nicht die Erfindung oder Entdeckung eines neuen, noch nie dagewesenen Geistes, wohl aber die Rückkehr zu jenem ewig bleibenden und ewig wirksamen Geist der göttli-

chen Gebote, aus dem zu allen Zeiten die Forderungen der Freiheit, der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit entstehen. Sie verlangt von uns die Rückkehr zu einem Christentum der Tat, das mit unerbittlicher Folgerichtigkeit alle wirtschaftlichen Beziehungen erfaßt. Dieser neue Geist allein vermag uns vor dem Unheil und dem Zusammenbruch, der sich heute mit erschreckender Deutlichkeit ankündigt, zu bewahren.

Mai 1937

Die Macht

Staat, Kirche und Geld bildeten die Einheit der bestehenden Ordnung. Ihre Hüter waren sehr kluge Männer. Sie verstanden es, die ererbte Macht zu erhalten und zu festigen. Der Tüchtige hatte freie Bahn, sofern er die Ordnung anerkannte; er konnte zu Ehre und Reichtum gelangen und sein Leben sehr schön gestalten. Aber man wußte schon damals, daß die bestehende Ordnung auf einer geistigen Grundlage beruhen muß. Heute würde man sagen: es muß ihr eine Weltanschauung zugrunde liegen. Auch dafür war gesorgt. Man hatte das Gesetz und die Propheten. Wie diese auszuliegen und anzuwenden waren, das sagte eine feststehende, zuverlässige Überlieferung. So war die Einheit von geistiger und äußerer Macht hergestellt. Das Volk war brav und gehorsam. Man wußte schon damals, daß es ein viel besseres Mittel gibt, das Volk in Gehorsam zu halten, als Polizisten und Soldaten: man muß ihm die richtige Lehre beibringen. Man muß erreichen, daß es dasselbe glaubt, wie seine Beherrscher. Dann kommt der Gehorsam von innen heraus. Dann bildet das Volk den besten Schutz gegen jede gefährliche Neuerung.

Aus eigener Überzeugung steht es ein für die bestehende Ordnung und lehnt jede Änderung ab. Aus eigenem Antrieb steinigt es diejenigen, die ihm eine bessere Ordnung, eine andere Freiheit und vielleicht auch besseres Brot bringen wollen. Das hatten die Herren in Staat, Kirche und Wirtschaft erreicht. Ihre Herrschaft war nicht gefährdet. Ihre Macht ruhte auf einer zuverlässigen geistigen Grundlage.

Aber dann kam einer, der an dieser Grundlage rüttelte. Warum er es tat, weiß man nicht. Es ist eines der Wunder, an denen die Weltgeschichte reich ist. Er rüttelte nicht am Staat, nicht an der Kirche, nicht am Geld und an der Wirtschaft. Er pflegte überhaupt keine korrekten Fragen zu behandeln oder gar ein Programm aufzustellen. Er rüttelte nur an der geistigen Grundlage, an der Weltanschauung. Dabei war er kein Neuerer. Im Gegenteil: er hielt sich an das Gesetz und die Propheten, wie dies die Herren in Staat, Kirche und Wirtschaft auch taten. Nur in einer einzigen Hinsicht unterschied er sich von den Herren: er nahm das Gesetz und die Propheten ernst. Er las nicht nur deren Worte; er las auch deren Sinn; wenn geschrieben stand, daß man Gott gehorchen müsse, so nahm er es ernst. Wenn geschrieben stand, daß Gerechtigkeit für alle Menschen walten müsse, daß man nicht töten oder Zins nehmen oder auf Kosten der Witwen und Waisen reich werden dürfe, so nahm er es ernst. Alles nahm er ernst, genau so, wie es geschrieben war, ohne Auslegung und ohne den Versuch, eine Rechtfertigung der bestehenden Ordnung aus den heiligen Büchern herauszulesen. Dabei entdeckte er, daß in den göttlichen Geboten etwas enthalten war, was im Wortlaut und in den Auslegungen zu wenig deutlich gesagt wurde, obwohl es die Hauptsache war: die Liebe Gottes zu den Menschen. Er entdeckte die Liebe als einzig

wesentlichen Grundsatz. Aus ihr ergaben sich die andern Grundsätze: die Gerechtigkeit, die Freiheit, die Güte.

Er hatte gewiß kein revolutionäres Programm. Aber weil er die heiligen Schriften ernst nahm, wurde er zum Revolutionär. Das Volk merkte das nicht. Es hörte ihm zu und ward ergriffen. Es sah eine Welt vor sich, die anders war als die Welt der Staats- und Kirchenherren. Es dachte nicht an einen Umsturz. Aber daß es anders denken lernte, daß es in den alten Worten einen neuen Sinn erkannte: das war schon der Umsturz. Daß über dem Staat, über der Kirche, über der Wirtschaft und ihrem Gelde der Gott der Liebe und der Gerechtigkeit stand: das war schon der Umsturz, der tödliche Angriff auf die bestehende Ordnung. Das Volk merkte das nicht. Aber die Herren merkten es. Denn sie waren kluge Männer und wußten: wenn der Glaube an die bestehende Ordnung zusammenbricht, dann bricht auch die Ordnung selbst zusammen. Deshalb kreuzigten sie ihn.

Nachher gab es im Staatsrat und im Kirchenrat große Auseinandersetzungen. Es waren einige Jünger zurückgeblieben, von denen man nicht wußte, wie man sie behandeln sollte. Sie waren einfache Leute aus dem Volke und sahen harmlos aus. Die radikale Richtung traute ihnen nicht und wollte sie ebenfalls vernichten; so groß war ihre Angst, die der einzige Mann hervorgehoben hatte. Aber die gemäßigte Richtung wollte abwarten. Einer ihrer Besten war sogar großzügig genug zu sagen: laßt doch die Leute gewähren; ist ihre Sache schlecht, so geht sie von selbst zugrunde; ist sie gut, so können wir sie nicht unterdrücken. Die beiden Richtungen kamen sich entgegen: man lud die Leute vor den Rat, warnte sie ernstlich vor umstürzenden Reden, gab einigen zur nachhaltigen Wirkung die üblichen Strafen und ließ sie wieder laufen. Schließ-

lich waren sie doch zu unbedeutend, um die bestehende Ordnung zu gefährden.

Nach wenigen Jahren bestand eine Gemeinschaft im ganzen Lande. Überall hatte es Zellen und Gemeinden von Leuten, welche das Gesetz und die Propheten ernst nahmen. In der Staatsverwaltung, in der Kirche selbst, in der Wirtschaft, beim einfachen Volke, unter den besseren Kreisen: überall gab es offene oder stille Anhänger. Überall gab es Menschen, die eine neue Welt vor sich sahen, eine neue Hoffnung hegten, einen neuen Glauben verkündeten. Und überall zerbröckelte die geistige Grundlage der bestehenden Ordnung. Als man dies merkte, war es zu spät; da konnte keine Verfolgung mehr helfen. Die geistige Macht war stärker als die Macht von Staat, Kirche und Geld.

Sie drang über die Grenzen des kleinen Landes hinaus und sah sich der größten Macht der Welt, dem Römischen Reich, gegenüber. Auch da war die Einheit von Staat, Kirche und Geld. Auch da waren kluge Männer und bewährte Überlieferungen. Der Kampf dauerte drei Jahrhunderte. Wie ein verwundeter Riese wehrte sich das Reich gegen den neuen Geist. Es half nichts. Die Macht des Geistes war stärker. Auf seinem Weg durch die Jahrhunderte blieben Opfer und Blutzeugen zurück; aber es war trotzdem ein Weg des Sieges.

Und es war solange ein Weg des Sieges, als die Menschen jene Worte, die in den heiligen Büchern standen und die der erste Verkünder gesprochen hatte, ernst nahmen. Solange hatten sie die Kraft des Glaubens und der Hoffnung, solange sahen sie eine neue Welt vor sich. Aber dann ging es auf und ab. Es gab Zeiten, da die Worte nicht mehr ernst genommen wurden; da entstanden wohl große Mächte, aber sie waren vom Geiste verlassen. Es gab Zeiten, da sich der Anfang wiederholte: daß ein Einziger die

Worte ernst nahm und dann folgten ihm tausende nach. Und es gab Zeiten, da aus dem Worte selbst wieder Kirchen entstanden, die in Lieblosigkeit erstarrten, und Staaten, deren Macht böse war. Aber immer erstand der Geist von neuem und hielt Gericht. Er war in der Geschichte der Menschen eingetreten und wird in ihr bleiben, bald als Helfer der bestehenden Ordnung, bald und meistens als ihr gefährlichster Feind. Immer aber war er die Macht, die stärker ist als alles Bestehende.

So sind wir in die Gegenwart gelangt, in die furchtbare Gegenwart. Staat, Kirche und Geld bilden wie damals die Einheit der bestehenden Ordnung, die große Macht, der sich alles beugt. Der Staat ist heilig, die Kirche ist heilig, das Geld ist heilig. Und wie damals sorgen kluge Menschen für die richtige Lehre, damit die Grundlage dieser Ordnung unerschütterlich sei. Nur einer beugt sich nicht vor dieser Macht: der Geist, der einmal über die Menschen kam und sie nie mehr gänzlich verlassen wird, der Geist der Liebe, der Hoffnung und des Kampfes um eine bessere Ordnung.

Es gibt wieder Menschen, welche die Worte der Heiligen Schrift ernst nehmen. Sie nehmen es ernst, wenn von Gerechtigkeit geschrieben steht. Sie nehmen das Wort vom ungerechten Reichtum und Zinsnehmen ernst. Wenn es heißt, ihr könnt nicht Gott und dem Mammon dienen, so nehmen sie das ernst. Sie wissen, daß die ewigen Gebote der Heiligen Schriften keine klingenden Wortspiele sind, sondern Forderungen der Gerechtigkeit, der Menschlichkeit, der Liebe, die man ganz sachlich, ganz wörtlich nehmen muß, wie sie geschrieben stehen. So werden urchristliche Gedanken wieder lebendig im Zeitalter der mächtigen Staaten, der vielgestaltigen Wirtschaft und der großartigen Technik. Sie sind einfach und klar, man braucht sie nicht auszulegen.

Man braucht auch nicht die Ordnung zu fragen, wie sie gemeint seien. Man versteht sie, wenn man sie so nimmt, wie sie dastehen: einfach, groß und göttlich, ohne jedes Zutun. Und so entsteht eine neue Macht des Geistes, der Erkenntnis und des Glaubens, eine Macht, die Hoffnungen begründet, Auswege zeigt und zuversichtlich macht. Sie zerstört die falschen Grundlagen, auf denen die Scheinmächte unserer Zeit beruhen. Sie zerstört die Heiligkeit des Staates, der erstarrten Kirche und des allmächtigen Geldes. Sie führt uns zurück zur alten und einfachen Wahrheit: daß Gott dem Menschen die Schöpfung gegeben hat, damit er in der göttlichen Ordnung der Natur die menschliche Ordnung der Gerechtigkeit, der Freiheit und der Liebe errichte.

In kleinen harmlosen und vielleicht schwachen Menschen nimmt dieser Geist Wohnung wie damals. Durch sie spricht er zu unserer Zeit. Wer Ohren hat zu hören, der vernimmt seine Sprache und versteht sie. Durch sie kämpft er gegen die Ordnung, welche den Staat und die Kirche und das Geld heiliggesprochen hat. Und durch sie errichtet er die neue Ordnung, in welcher die Gebote ernst genommen werden.

Mai 1939

Patriotismus und Weltbürgertum

Wenn man von einem Patriotismus reden will, dessen man sich vor dem Angesichte der Menschheit nicht zu schämen braucht, so sind die größten Geister gerade würdig genug, um uns Ratschlag und Weisung zu geben. Denn sie, die Wenigen, haben jene Ausgleichung zwischen Weltbürgertum und Vaterlandsliebe gefunden, deren Fehlen die

Völker stets von neuem ins Unglück stürzt. Vaterlandsliebe ist vielleicht nicht ganz das rechte Wort; besser wäre es zu sagen: sie waren mit dem Land und Volk, aus dem sie hervorgegangen sind, verwachsen und verwurzelt und haben gerade daraus keine Beschränkung, sondern eine Erweiterung ihres Wesens und Denkens erfahren. Jedenfalls haben sie alle den Unterschied zwischen Staatsideal und Heimatgefühl klar erkannt. Und sie haben eine Wechselbeziehung entdeckt, welche den meisten Menschen verborgen bleibt: daß die Verbundenheit mit dem eigenen Land und Volk die Voraussetzung bildet, um mit der ganzen Menschheit verbunden zu sein, daß umgekehrt das Hochgefühl eines schrankenlosen Weltbürgertums die Voraussetzung bildet, um das eigene Land und Volk richtig einzuschätzen und zu lieben. Gottfried Keller ist nicht der Schützenfest-Patriot, den man aus ihm macht; er ist Weltbürger, auf dessen schrankenlosem Menschheitsbewußtsein die Liebe zum angestammten Vaterlande ruht. Goethe ist nicht der ungebundene Geist, der von allen Fesseln der Herkunft befreit wäre; er ist mit seinem ganzen Wesen verwachsen in der Erde, die ihn getragen hat, im Volke, aus dem er hervorgegangen ist. In beiden sind die Gegensätze zwischen Volk und Menschheit, zwischen Heimat des Einzelnen und Heimat des ganzen Menschengeschlechts zum Ausgleich gekommen. Für den freien und immer strebenden Geist ist das natürlich; denn im tiefsten Grunde besteht kein Gegensatz zwischen Volk und Volk, zwischen Schweizertum und Weltbürgertum, zwischen der Verbundenheit mit der Heimat und der Verbundenheit mit der ganzen Erde. Die Gegensätze, die heute bestehen, sind künstlich gemacht und beruhen nicht auf einer logischen und notwendigen Entwicklung. Gottfried Keller war stolz, ein Schweizer zu

sein, aber in diesem Stolz lag keine Überhebung, keine Herabsetzung anderer Völker, keine Begrenzung, kein selbstgerechter Dank dafür, daß er nicht Deutscher oder Franzose war. Es war der Stolz, der aus der Liebe kommt; die Liebe aber überhebt sich nicht und ist nicht kleinlich. Aber in dem Stolz, der heute so viel mit den Vätern prunkt und sich ihrer Heldentat brüstet, ist eitle Überhebung und lächerliche Herabsetzung anderer Völker. Er beruht auf einer Begrenzung, auf dem Gegensatz zu andern; in ihm klingt immer der Hochmut mit, der jenen Pharisäer erfüllte: Gott Lob und Dank, daß ich nicht bin, wie andere Leute. Er beruht nicht auf der wahren Liebe zum eigenen Volk, und darum kennt er auch die Liebe zur Menschheit nicht. Immer muß ich da an jene Jahrhunderte denken, die uns nicht nur der Zeit, sondern auch dem Geiste nach so ferne liegen: an die Jahrhunderte des ausgehenden Mittelalters. Gewiß war damals Europa erfüllt vom Streite der Fürsten und mancherlei kleinen und großen Kriegen. Aber das gleiche Europa war die Heimat aller; die Grenzen von Staat zu Staat waren leichte Striche, hatten sich nicht gleich reißenden Strömen in den Boden hinein gefressen; der Mensch übersprang sie ohne Mühen. Er traf, wo er hinkam, Europäer an, nicht Deutsche oder Schweizer oder Italiener. Er fand in Bern, in Köln, in Paris, in Burgos, in Mailand den Niederschlag gleichen Geistes. Es hatte einen Sinn, zu sagen: ich bin Schweizer; aber es hatte einen noch tieferen Sinn, zu sagen: ich bin Europäer.

Die Vorväter, denen wir die Entstehung unseres Staatswesens verdanken: wissen wir, ob wir sie und ihr Tun richtig verstehen und beurteilen? Ist es richtig, ihnen den Willen zu einer politischen Begrenzung zu unterschreiben? Ist es richtig, ihnen dankbar zu sein für den Staat, der aus ihrer beschei-

denen Tat herausgewachsen ist? Wollten sie politische, ja sogar die nationalistische Entwicklung des 20. Jahrhunderts vorwegnehmen, oder wollten sie vielleicht etwas ganz anderes? Mit dem Gedächtnis der Vorväter ist uns der Begriff der Freiheit untrennbar verbunden. Aber man braucht kein politisches Genie zu sein, um die Knechtschaft lästig zu empfinden. Es spiegelt sich aber gerade in dem, was sie wollten und taten, etwas ganz Großes und Wertvolles wieder: der vielleicht unbewußte Dienst an einer Idee der Menschheit, die Hingabe an einen Gedanken, um dessen Verwirklichung die Menschheit ringt und immer wieder ringen muß. Ein solcher Gedanke, ein solches Ideal ist die Freiheit. Wir dürfen ruhig sagen: unsere Vorväter kämpften für die Freiheit. Wenn wir aber darunter nur den Kampf um ein Staatswesen verstehen, in welchem keiner dem andern willkürlich zu befehlen und kein Außenstehender dreinzureden hat, so geben wir ihrer Tat eine Begrenzung, die ihr jede große und grundsätzliche Bedeutung raubt. Auch der Tyrann will ein Staatswesen nach seinem Kopfe schaffen und es seinen Erben hinterlassen. Darum hat das Ideal der Freiheit für uns heute nur dann einen Sinn, wenn wir es ohne Begrenzung, ja sogar ohne Verbindung mit einem besonderen Staatswesen auffassen: Freiheit als immerwährende und unerschöpfliche Aufgabe. Ein Erbe hinterlassen, das aus einem gerade so geformten Staatswesen besteht, das ist nicht viel; aber ein Erbe hinterlassen, das nichts anderes als eine einzige große Aufgabe bildet, das ist wahrhaftig groß. Und eine solche Aufgabe haben uns die Vorväter hinterlassen.

Goethe hat den geheimnisvollen Spruch geschrieben: was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen. Ist das nicht sinnlos? Es ist nicht sinnlos, son-

dern es steckt eine letzte und tiefste Wahrheit darin: der Gedanke der Verpflichtung, der Aufgabe, die mit jedem Erbe verbunden ist. Man soll es nicht an sich nehmen, um es seiner Substanz nach zu erhalten und zu besitzen, sondern man soll es an sich nehmen, um es zu mehren, um es so zu gestalten, wie es nach dem Sinn und Geist seiner Gründer immer sein und immer werden sollte.

Es gibt keinen endgültigen Besitz der Freiheit. Man kann kein demokratisches Staatswesen erben, in welchem die Freiheit ein für allemal verwirklicht wäre. Es gibt nur ein Streben nach Freiheit, ein Wollen und Suchen, ein Streiten und Kämpfen, ein Leiden und Opfern aus dem gleichen Grundgedanken heraus, der unsere Vorväter beseelte. Das, und nur das haben sie hinterlassen, und das allein ist das Bleibende. Alles Äußerliche und Sichtbare, das in diesem Streben je geworden ist, nimmt teil an der Vergangenheit, wurzelt in Jahrhunderten, die vorübergehen. Was aber bleibt, ist die Aufgabe, der Dienst am unvergänglichen Gedanken, die Hingabe an das Ideal. Diese verlangt in jedem Jahrhundert, ja in jedem Jahrzehnt und in jedem Jahre etwas anderes. Wir müssen keine Vögte vertreiben und keine Österreicher töten; wir müssen keine Vorherrschaft alter Geschlechter brechen und nicht streiten um die Freiheit des Glaubens und der Rede. Das alles haben unsere Vorväter getan, und wir konnten ihr Erbe antreten. Aber deswegen ist unsere Aufgabe nicht geringer, sondern sogar noch größer. Was man errungen hat, verliert man dann am leichtesten, wenn man des Besitzes nicht mehr achtet. So glauben wir, die Demokratie, d. h. die Verwirklichung der Freiheit im Staatswesen, zu besitzen. Aber während wir uns in sicherem Besitze wähnten, ist uns ein gut Teil der Freiheit abhanden gekommen. Der Staat

selbst ist zum Träger der Unfreiheit geworden, er hat Formen angenommen, darob unsere Väter den Kopf schütteln würden.

Vor gut hundert Jahren, nach der französischen Revolution, hat ganz Europa der neu entdeckten Freiheit zugejubelt. Und heute? Heute müssen wir das Problem des freien Staatswesens, das wir endgültig gelöst glaubten, von neuem wieder lösen. Die bisherige Lösung war irgendwie falsch. Darum sagen die Diktatoren, und sie weisen dabei auf die Tatsachen hin: der freie, demokratische Staat ist eine Phantasie. Und wir müssen durch unsere Taten beweisen, daß es nicht so ist, daß auch das Parlament seine Berechtigung nicht verloren hat. Haben wir den Beweis erbracht? So müssen wir das Erbe neu erwerben, wenn wir es besitzen wollen. Dazu aber kommt die ganz neue Aufgabe: wie ist das Ideal der Freiheit im Wirtschaftsleben zu verwirklichen? Müssen wir hier das Ideal unserer Väter verleugnen? Nein, auch hier müssen wir wollen und suchen, streiten und kämpfen, leiden und opfern. Auch hier müssen wir aus dem Geist der Vorväter, aus ihrer Hingabe an das Ideal der Menschheit heraus unsere Aufgabe erfüllen, unser Erbe neu erwerben, um es zu besitzen.

Demokratie und Verantwortung

Es gibt Abstimmungen, die einen Prüfstein bilden, ob ein Volk wirklich reif ist für die Demokratie. Das sind diejenigen, bei welchen jeder Einzelne gewisse Vorurteile und Bedenken, die aus einer oberflächlichen oder egoistischen Betrachtung der Dinge entstanden, in sich selber überwinden muß

im Interesse der Gesamtheit und die dem Gemeinwesen und damit auch dem Einzelnen Opfer auferlegen. Es ist sehr leicht, bei einer Vorlage mit Ja zu stimmen, die keine Opfer verlangt, sondern eher Vorteile bringt. Schwer aber ist es, in denjenigen Fragen sich zu einem und zu ehrlicher Sachlichkeit durchzuringen, in denen gar gerne persönliche Faktoren, Sympathie oder Antipathie mitsprechen würden. Der für die Demokratie reife und fähige Bürger bewährt sich eben dadurch, daß er der Versuchung, persönlichen Wünschen und Gefühlen freien Lauf zu lassen, widerstehen kann und jede Frage nur von dem einen Standpunkt aus betrachtet, ob sie für die Gesamtheit gut und notwendig ist oder nicht. Kann sich ein Volk nicht mehr zu dieser ruhigen und vornehmen, von allem persönlichen Interesse freien Sachlichkeit aufschwingen, so liefert es seine Politik, d. h. sein Geschick den Leidenschaften aus, so gibt es das Kostbarste preis, was eine wahre Demokratie ziert, die wirkliche *Selbstbestimmung* in freier, unbeeinflusster Entschließung ist.

Was ist Demokratie? Man lasse sich durch das äußere Gewand unserer politischen Einrichtungen nicht täuschen und durch den schönen Namen Demokratie — gleich Volksherrschaft — nicht verführen. Ein Volk, das eines Sonntags sein Ja oder Nein in die Urne legt oder seine Behörden nach freiem Belieben wählt, ist *deswegen*, d. h. um dieser äußeren Einrichtung willen, noch nicht demokratisch. Glaubt denn jemand im Ernst, die Mehrheit sei immer und überall im Recht, bloß darum, weil sie eben die Mehrheit ist? Wahrheit und Gerechtigkeit sind oft sehr undemokratische Dinge und kümmern sich nicht um die Mehrheit; vielleicht ist es gerade ein Zeichen und Siegel der Wahrheit, daß sie zuerst nur einzelne wenige erfaßt; wer es genauer wissen will, mag nachsehen in der Bibel oder in der

Weltgeschichte. Nein, dadurch, daß wir sogenannte demokratische Institutionen besitzen, sind wir noch keine wahre und rechte Demokratie. Erst dann ist ein Volk wahrhaft demokratisch, wenn jeder Einzelne neben der klaren Erkenntnis für die Rechte, welche die Demokratie ihm gewährt, ebenso klare Erkenntnis hat für die Pflichten, welche Demokratie und Freiheit jedem auferlegen. Das höchste Gut der Demokratie ist nicht die oft so falsch verstandene Freiheit, mitreden und mitstimmen zu dürfen in allen öffentlichen Dingen; das höchste Gut ist die Verantwortung, die heilige, große, fast erdrückende Verantwortung, die jeder wahre Demokrat gegenüber der Gesamtheit und damit auch gegenüber allen einzelnen Gliedern derselben hat und die ihn dazu antreibt, alle Fragen nur von höchsten Standpunkten aus zu betrachten und zu beantworten. Nicht Interessenwirtschaft, nicht Egoismus, nicht kleinlicher Haß, nicht kindliches Pochen auf alte Freiheiten und Rechte sind eines Demokraten und einer Demokratie würdig, sondern einzig und allein das übermächtige Gefühl für die Verantwortung, die auf jedem Bürger lastet. Eine Demokratie, in welcher das Volk wohl die Rechte genießen, nicht aber die Pflichten übernehmen und die Verantwortung tragen will, trägt den Keim des Todes und Zerfalls in sich. Die Geschichte zeigt Beispiele genug, wie an kleinlichen und häßlichen Leidenschaften die herrlichsten Demokratien zugrunde gegangen sind. Umgekehrt schafft sich ein demokratisches Volk dadurch die beste Sicherheit für eine der Freiheit würdige Gegenwart und Zukunft, daß es ernst und freudig die Pflichten erfüllt, welche die Freiheit auferlegt. Diese Pflichten erstrecken sich aber auf *alle* Glieder des Volkes. In der absoluten Monarchie genügt ein Federstrich des Herrschers, um einem wirtschaftlich darniederliegenden Stand

aufzuhelfen; in der Demokratie aber muß das Volk selber zum Rechten sehen, und es kann dies nur tun, wenn es sich der großen Verantwortung bewußt ist, die auf ihm liegt, und wenn es weiß, daß es sich selber den größten Dienst erweist, indem es die gerechten Forderungen eines ganzen Standes billigerweise und gerne erfüllt, auch wenn dadurch Opfer notwendig werden. Nicht nur in der Kirche, sondern ebenso sehr in der Politik soll das Gewissen mitreden, und ebenso gilt auch in der Politik und im Leben der Gemeinde das Wort, das sonst nur in der Kirche zitiert wird: wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder, wenn aber ein Glied erhoben wird, so freuen sich alle.

Diktatur

Wir sind zähe und gewöhnen uns an alles: der größte Widersinn erhält Geltung, erscheint gerechtfertigt und kann sogar selbstverständlich werden, eben weil er besteht. Hätte man uns vor 10 Jahren gesagt, daß gebildete Völker, wie Italiener und die Deutschen eine Diktatur bis zu ihren letzten Forderungen erhalten und — was bedenklicher ist — ertragen werden, wir hätten es nicht geglaubt. Daß machtgierige Menschen, die eine seelische Bruchstelle verdecken müssen, mit allen Mitteln unserer Techniker eine Diktatur erstreben und festigen wollen, das war nie zweifelhaft, ist aber keine Besonderheit unserer Zeit. Aber das andere ist die große Überraschung: daß Millionen von gebildeten Europäern jeglichen Standes der Diktatur anhängen, sich ihrer Gewalt unterwerfen, sie als richtige und notwendige Lösung bejahen, daß sie widerstandslos die anbefohlene Denkweise aufnehmen und — wenigstens scheinbar —

alles vergessen, was früher ihre Überzeugung war, das ist das Unbegreifliche. Man kann sich mit einer Diktatur äußerlich abfinden, weil man sich ihrer nicht erwehren kann und der Kampf mit denjenigen Waffen, die sie selber anwendet, aussichtslos ist; aber daß gebildete Europäer sich auch geistig mit dem alle Lebensgebiete erfassenden Nationalsozialismus abfinden, das ist ein Rätsel.

Man fragt sich: woher kommt das? Wie war überhaupt die Entstehung der europäischen Diktaturen möglich? Denn die Voraussetzungen für eine Diktatur schienen in jedem andern Erdteil günstiger zu sein als in Europa, dem Land der Bildung, der demokratischen Kämpfe, der Verfassungen und der politischen Aufklärung. Eine Diktatur in Afrika: selbstverständlich. Eine Diktatur in Asien oder Amerika: leicht möglich. Aber eine Diktatur in Europa? Nein, das gibt es nicht, weil alle Voraussetzungen fehlen.

Offenbar waren sie doch vorhanden. Man kann für jede einzelne Diktatur die Besonderheit ihrer Entstehung aufzeigen: in Italien ein unfähiger, verbrauchter Liberalismus, der mit dem Sieg und der Wirtschaft nichts anzufangen wußte; in Deutschland die Niederlage, der Friedensvertrag und die Zerrüttung der Wirtschaft. Solche Begründungen sind richtig, aber nicht vollständig. Man mag auch das Zusammentreffen von günstigen Umständen mit entsprechend begabten Persönlichkeiten anführen, eine ziemlich geheimnisvolle Angelegenheit, weil anzunehmen ist, daß ein Diktator immer vorhanden sein wird, wenn die Verhältnisse es erlauben. Jedenfalls sind die Gründe zahlreich und vielgestaltig: Politik, Wirtschaft und persönliche Eigenschaften müssen sich sozusagen an einer Sammelstelle treffen, um die mögliche Umwälzung zu einer wirklichen zu machen.

Aber muß daraus gerade die Diktatur entstehen; dazu eine Diktatur, welche in jeder Hinsicht umfassender, folgerichtiger und darum auch wirkungsvoller ist als jede frühere Diktatur? Napoleon war gewiß ein einwandfreier Diktator; wir wollen gebührend berücksichtigen, daß seine Gewaltherrschaft heute erträglicher erscheint als seinen Zeitgenossen. Aber war seine Diktatur nicht fast ein Kinderspiel im Vergleich zur vollständigen politischen, wirtschaftlichen und geistigen Beherrschung des deutschen Volkes durch Hitler und seine Leute? Wir wollen auch die Möglichkeiten, welche die heutige Technik den Diktatoren bietet, gebührend in Rechnung stellen. Aber es bleibt immer noch ein ungeklärter Rest der Frage: warum gerade eine solche Diktatur? Deren Voraussetzungen müssen in unseren Verhältnissen vorhanden gewesen sein, sonst hätte sie nicht entstehen und in dieser umfassenden Form durchgeführt werden können.

Gewiß; diese Voraussetzungen waren und sind vorhanden. *Die Entstehung der Diktaturen in Europa ist nichts anderes als die Übertragung der wirtschaftlichen Verhältnisse auf den Staat, auf die Politik.* Die Diktatur übersetzt die Machtverteilung der Wirtschaft ins Politische; sie paßt den Staat den Verhältnissen an, die in der Wirtschaft entstanden sind. Sie schafft das politische Gegenstück zur heutigen Wirtschaft.

Welches ist das Merkmal dieser Wirtschaft? Es liegt in der Beherrschung aller wirtschaftlichen Kräfte, Reichtümer und Möglichkeiten durch eine kleine Anzahl Menschen. Das gilt für die Schweiz so gut wie für jeden andern Staat. Die Wirtschaft dient scheinbar dazu, die Bedürfnisse des ganzen Volkes zu decken; das wäre tatsächlich ihre Aufgabe. Aber sie dient nicht dieser Aufgabe. Der Fleiß des Volkes, die Schätze des Bodens, die Kräfte der Natur

dienen zunächst dazu, um die Macht des großen Reichtums zu erhalten und zu mehren. Daran ändert es nichts, daß auch kleine Leute einen gewissen Anteil an arbeitslosem Einkommen haben, der ihnen allerdings in verkappter Form wieder abgenommen wird. Eine kleine Anzahl von Herren der Industrie, der Banken, der grossen Versicherungsgesellschaften beherrscht die ganze schweizerische Volkswirtschaft und, durch ihren Einfluß auf die Politik, deren Führung. Das wichtigste Mittel, durch das sie herrschen, ist das Geld selbst. Durch den Zins, das arbeitslose Einkommen, ist dafür gesorgt, daß ihr Machtmittel «Geld» immer mächtiger wird. Wenn ein einzelnes Unternehmen ein paar Millionen Dividende verteilt, so bedeutet dies für die Teilhaber einen wirtschaftlichen Machtzuwachs, der gerade so groß ist wie der Geldbetrag, den sie nicht für den eigenen Lebensunterhalt verbrauchen. Dieser Überfluß wird wieder «angelegt» und trägt wieder Zinsen. Machen wir einen Streifzug durch die Verwaltungsräte unserer wichtigsten Unternehmungen des Bankwesens, der Industrie und der Versicherung, so treffen wir die gleichen Leute, welche die Nationalbank und die Börsen beherrschen und dadurch auch die Währung des Landes in den Dienst ihrer wirtschaftlichen Macht stellen. Diesem kleinen Kreise steht das ganze übrige Volk gegenüber. Es hat, je nach seiner Stellung, einen gewissen Anteil an der wirtschaftlichen Macht. So ist das in jedem Staat. Jeder hat, wie die Schweiz, sein wirtschaftliches «Direktorium», welches durch das Geld, durch das angelegte Geld, durch Grund und Boden und durch Zusammenschluß der Unternehmungen in persönlichen Verbänden die Quellen des Wohlstandes und des Reichtums beherrscht. Man muß versuchen, sich dies vorzustellen: wie ein unaufhörlicher Strom von Zins, Grundrente, Dividen-

de und Gewinnen aus Monopolpreisen, alles vom Volke erarbeitet und bezahlt, in die Taschen dieses kleinen Kreises fließt. Dann versteht man, was die heutige Wirtschaft tatsächlich ist: *sie ist die Diktatur einiger Weniger über die ganze Wirtschaft, über das ganze arbeitende und wirtschaftende Volk.* Man nennt diese Ordnung: Kapitalismus; aber ich verwende diese an sich richtige Bezeichnung nur dann, wenn sie ganz genau und scharf verstanden wird. Es ist die Herrschaft des Kapitals, des Geldes und des angelegten Geldes, das seine Macht durch Zins und Grundrente ständig mehrt und die Bildung eines allgemeinen Volkswohlstandes durch dieselben Mittel, durch Zins und Grundrente, verhindert. Das unterstreiche ich doppelt, um den Irrtum zu vermeiden, daß ein Eigentumsverhältnis an Fabriken und Maschinen mit dieser Macht und ihrer Mehrung etwas zu tun habe.

Aus dieser wirtschaftlichen Diktatur, die auf dem Geldwesen, dem Kapital und dem Zins beruht, muß die politische Diktatur entstehen. Eines Tages muß die politische Ordnung der wirtschaftlichen angeglichen werden.

Das verdächtige Verständnis für die Diktatur, das in schweizerischen Finanzkreisen so gut anzutreffen ist wie in französischen und englischen, ist kein Zufall und keine politische Liebhaberei; es entspringt der richtigen Erkenntnis, daß die beiden Diktaturen, die wirtschaftliche und die politische, wesensgleich sind und letzten Endes auch dasselbe Ziel haben: die Macht mit allen Mitteln zu bewahren. Nicht die freie Wirtschaft, die sogenannte Privatwirtschaft, wohl aber die durch das arbeitslose Einkommen entstellte, kapitalistische Wirtschaft ist zutiefst undemokratisch, anti-demokratisch. Sie bildet immer und überall, auch in der Demokratie, das Pflanzbeet der Diktatur und führt diese auch durch, ohne

den verfänglichen Namen zu gebrauchen. Ihre Führer beherrschen den Staat: was der politische Diktator offen und gewaltsam tut, das tun sie heimlich, durch ihren Einfluß auf Politik und Presse.

Zwischen der folgerichtig durchgeführten Demokratie und dieser kapitalistischen Wirtschaft besteht eine Spannung, die gelöst werden muß. Darin liegt das Problem des Jahrhunderts. Es gibt nur zwei Lösungen: entweder führt die kapitalistische Diktatur über die Wirtschaft folgerichtig zur politischen Diktatur über den Staat, oder der demokratische Staat erkämpft sich ebenso folgerichtig eine demokratische Wirtschaft. Der entscheidende Kampf, der hier ausgetragen werden muß, geht nicht um Rechtsbeziehungen und Eigentumsfragen, sondern um Geld, Kapital, Währung, Zins und Grundrente. Diese Fragen entscheiden das Schicksal der Demokratie; ihre richtige Lösung vernichtet endgültig jede Diktatur, diejenige über die Wirtschaft und diejenige über den Staat.

Juni 1939

Die verschmähte Freiheit

Wer sich seine gesunden Sinne und das natürliche Empfinden bewahrt hat und den Schlagwörtern unserer Zeit nicht erliegt, der ist immer wieder erstaunt, ja erschüttert über die Angriffe, denen die Freiheit heute ausgesetzt ist. Sie gelten vor allem der Wirtschaftsfreiheit, beschränken sich aber keineswegs auf diese allein. Die einen verlangen staatliche Wirtschaftslenkung und Aufhebung der Handels- und Gewerbefreiheit, die andern die Übertragung größerer Befugnisse an die Behörden, damit diese endlich «regieren» können; das Ziel bleibt

sich grundsätzlich gleich. Man ist der Freiheit müde geworden; man weiß mit ihr nichts mehr anzufangen und hat sich sogar daran gewöhnt, in ihr die Quelle aller Übel zu betrachten. Es sieht wie eine Verschwörung aus, in welcher sich die verschiedensten Leute befinden. Da lesen wir eine Kundgebung des Bauernverbandes: der Staat hat für die Bauern zu sorgen, hat ihnen die Preise für immer zu gewährleisten und sie vor dem freien Wettbewerb zu schützen. Wir lesen die programmatische Erklärung der sozialdemokratischen Partei über «die neue Schweiz». Der Gewerbeverband sucht schon seit Jahren Schutz vor dem freien Wettbewerb und ruft den Staat um Hilfe. Da kommt ein Bundesrichter und will den Rechtsstaat der Freiheit, wie er aus der französischen Revolution entstanden ist, beseitigen und seinen neuen Staat «auf eine starke Regierung und dynamische Bewegungen» abstimmen. Die Konservativen leisten freudigen Zuzug; sie haben den Bundesstaat, die peinliche Erinnerung an den Sonderbundskrieg, stets als vorübergehende Erscheinung betrachtet. Im Gotthardbund lassen sich gutmeinende Philosophen und politische Oxfordianer von Planwirtschaftlern und Marxisten mit demokratischem Anstrich führen und merken nicht, wohin sie geführt werden. «Der Liberalismus ist tot», das ist das Feldgeschrei unserer Zeit; alle rufen und plappern es nach, und keiner verspürt das Verlangen, einwandfrei festzustellen, was denn eigentlich dieser Liberalismus sein soll, der möglichst bald zu begraben ist. Das Feldgeschrei hat die Vertreter des Liberalismus selber irre gemacht. Auch für sie ist die Freiheit überlebt.

Ich frage mich: was steckt denn hinter diesem Abfall, diesem Haß gegen die Freiheit? Was steckt denn hinter dieser Angst und Flucht vor der Freiheit? Eine Überzeu-

gung? Eine neue Erkenntnis? Eine gründlich verarbeitete Erfahrung? Sind wir wenigen, die wir noch um die Freiheit, auch diejenige der Wirtschaft, kämpfen, die einzigen, welche die neue Erkenntnis noch nicht begriffen haben? Ach nein; hinter diesem Schrei nach Führung, Lenkung, Bindung und angeblicher neuer Ordnung steckt die Müdigkeit eines Jahrhunderts, das nicht mehr denken kann und unfähig ist, seiner Verlegenheiten Herr zu werden. Und dahinter steckt — nicht zuletzt — die Verführung des Auslandes. Weil sie dort mit ihren Verlegenheiten nicht fertig wurden, weil sie dort dem Staate aufbürdeten, was — um mit Jakob Burckhardt zu reden — die Gesellschaft nicht mehr zu leisten fähig war, glaubt man auch in der Schweiz an das Gesetz des Jahrhunderts, daß die Freiheit abgewirtschaftet habe. Und man merkt nicht, daß man dadurch die ganze Schweizergeschichte preisgibt und verleugnet.

Man sollte die Geschichte der Freiheit neu schreiben. Sie würde den Irrtum enthüllen, dem unsere Zeit verfallen ist. Denn es gilt auch für das Gebiet der Wirtschaft, daß ein gesundes und starkes Geschlecht gerade dann zu Wohlstand und wirtschaftlicher Blüte gelangte, wenn es sich die Freiheit, den freien Wettbewerb erkämpft hatte. Es gab eine Zeit, da unter den Zünften Wohlstand und überraschend große soziale Gerechtigkeit herrschten. Es war nicht die Zeit der sturen Organisation und des Zwanges; es war eine Zeit der Freiheit. Und als sie sich wandte und finster wurde, wie uns in der Schule gelehrt wird, da lag die Schuld nicht an der Freiheit und nicht am Mißbrauch derselben, sondern daran, daß die wirtschaftlichen Voraussetzungen der Freiheit verloren gingen. Hat man vergessen, daß das Gewerbe, die Mutter der Industrie, unter der Freiheit aufblühte? Hat man vergessen, daß es Zeiten eines blühenden

Bauernstandes gab, in denen man einen helfenden und stützenden Staat überhaupt nicht kannte? Und wenn der Bauernstand der Not verfiel, wie es nach dem Dreißigjährigen Krieg geschah, dann lag die Ursache nicht in der Freiheit und dem Mangel an «Lenkung» und staatlichem Schutz, sondern ganz einfach im Zusammenbruch der Preise, wie er nach der wohlgemeinten «Geldreform» eintreten mußte. Es war nichts anderes als eine straff durchgeführte Deflation.

Hätte man noch die Kraft einer unverbildeten Denkfähigkeit, so würde man aus den eigenen Erfahrungen von zwei kurzen Jahrzehnten erkennen, woher denn die Nöte kommen, die man auf eine angeblich zügellose Freiheit zurückführt. Sie sind bei uns untrennbar mit der ersten Krise nach dem Krieg verbunden. Rasch und scharf brachen die Preise zusammen, und wir hatten alles, was eine Deflation bringen kann und immer wieder bringen wird: Arbeitslosigkeit, Niedergang von Gewerbe und Industrie, Verschuldung der Bauern. Das wiederholte sich zehn Jahre später in der großen Krise von 1930 bis 1937. Was hatten Wirtschaftsfreiheit und freier Wettbewerb damit zu tun? Nichts, gar nichts; denn sie waren nicht schuld, daß Preise und Löhne zusammenbrachen. Die Wirtschaft hängt an den Preisen und richtet sich im Kleinen und Großen auf einen bestimmten Geldstand ein. Verändert sich dieser, so bricht das ganze Gefüge mit allen seinen Verflechtungen zusammen. Das ist nichts anderes als der Versuch der Wirtschaft, sich dem neuen Geldstand anzupassen. Die schlimmen Folgen trägt das Volk: bei der Deflation die Schuldner und Verkäufer, bei der Inflation die Gläubiger, Rentner und Lohnempfänger. Nur die Spekulanten schwimmen immer oben. So erlebt im Verlauf weniger Jahre jeder die Unzulänglichkeit der heuti-

gen Wirtschaft. Aber weil man deren wirkliche Ursache nicht zu erkennen vermag, schiebt man die Schuld auf die Freiheit der Wirtschaft und macht diese zum Sündenbock. Man verbindet die schlimmen Erfahrungen der ständigen Schwankungen mit der sozialen Frage und mit allerhand Erlösungslärm, der aus dem Ausland hereindringt, und schon ist man mit dem Urteil fertig: die Freiheit hat sich überlebt; die freie Wirtschaft kann den Anforderungen der heutigen Wirtschaft nicht mehr genügen und schließt jede Gerechtigkeit aus: also, fort mit ihr!

Man tut dabei, als ob wir eine vollständig neue und unbekannte Form der Wirtschaft hätten. Man spricht vom Hochkapitalismus des 20. Jahrhunderts, der nun durch eine Art der Staatswirtschaft abgelöst werden müsse. Aber die Form unserer Wirtschaft ist alt und deren Fehler waren den früheren Jahrhunderten ebenso bekannt wie dem unsrigen. Man hat das nur vergessen, weil man es für die neuen Pläne und Schlagwörter nicht mehr brauchen kann. Natürlich ist eines richtig: daß heute die Fehler schärfer und rascher zutage treten, daß die Wirtschaft viel heftiger auf jede Störung ihres Verhältnisses zum Geldbestand antwortet. Aber was sagt das gegen die freie Wirtschaft, gegen die Freiheit selbst? Das sagt doch nur, daß wir die Ursache der Störungen nicht gefunden haben oder nicht finden wollen.

In diesem Wust von Irrtum und Schlagwörtern, geistiger Erschöpfung und allgemeiner Müdigkeit soll die Freiheit zu Grabe getragen werden. Daß mit der Freiheit der Wirtschaft jede andere Freiheit fällt, darüber macht man sich keine Sorgen. Kühn und oberflächlich verkündet ein Bundesrichter: der bürgerliche Rechtsstaat ist morsch, und die Gewaltentrennung steht einer schöpferischen Regierung im Wege.

So liefert er die staatsrechtliche Ergänzung zu den wirtschaftspolitischen Schlagwörtern und Verlegenheiten. Und wer noch für die Freiheit kämpft, wird als rückständiger Zeitgenosse verlacht. Wenn die Schmähung der Freiheit derart weitergeht, ist die Zukunft leicht vorauszusagen. Man wird die Wirtschaft regeln und organisieren, bis kein Mensch mehr drauskommt. Man wird dabei erleben, daß man weder Arbeit noch Wohlstand noch wirtschaftliche Gerechtigkeit erlangt, sondern lediglich die beste Kraft, den freien Wettbewerb, in Fesseln geschlagen hat. Und dann wird der Kampf von neuem losgehen, nur mit umgekehrten Vorzeichen: der Kampf um die Freiheit, gegen den Staat, gegen die Zwangswirtschaft, gegen die Kommissionen, Bürokraten und Sekretäre. Erst dann wird man erkennen, daß man der Geldwirtschaft eine geregelte Geldversorgung geben muß, um beides zu erlangen: Gerechtigkeit und Freiheit. Aber bis Europa soweit sein wird, muß es noch manchen Irrweg gehen.

Januar 1943

Anarchisten

Ein Leser hat den Wunsch ausgesprochen, ich möchte einmal erklären, was unter dem Anarchismus zu verstehen sei.

Bei einem Anarchisten denken wir an einen aufrührerischen Menschen, der Mordanschläge auf Könige macht und Paläste in die Luft sprengt, Anarchismus und Gewalttat scheinen uns untrennbar verbunden. Aber das ist falsch. Es gab innerhalb des Anarchismus eine ganz bestimmte Richtung, welche die «Propaganda der Tat», die fortwährende Beunruhigung der bestehenden Ordnung durch Gewalttaten vertrat.

Aber das hat mit dem Gedanken des Anarchismus nichts zu tun. Der Freisinn der vergangenen Jahrhunderte hat Freischarenzüge veranstaltet und schwere Gewalttaten begangen; deswegen fällt es niemandem ein zu sagen, der Freisinn sei untrennbar mit Mord und Brandstiftung verbunden. Genau so ist es mit dem Anarchismus: die Sache selbst hat nichts zu tun mit den Mitteln, die einige Anhänger derselben zur Werbung oder zur Schwächung der Gegner anwenden. Eine viel stärkere Richtung lehnte jede Gewalttat ab. Die meisten und bedeutendsten «Anarchisten» wurden ins Gefängnis geworfen, ohne die geringste Gewalttat begangen zu haben; denn man verfolgte weniger ihre Taten als ihre Gedanken.

Dann müssen diese wohl sehr gefährlich sein? Gewiß sind sie es, aber nicht für die Menschheit, sondern für die Nutznießer der bestehenden Ordnung. Anarchie heißt Gewaltlosigkeit, Herrschaftslosigkeit: es soll kein Mensch über den andern herrschen, regieren; es soll kein Mensch gegen seinen Willen einer äußeren Ordnung unterworfen sein. Es soll kein fremder Wille den eigenen freien Willen einschränken. Aber damit ist weder eine allgemeine Unordnung, eine «Anarchie» im schlechten Sinne des Wortes, noch eine schrankenlose Willkür des Einzelnen gemeint. Man soll nicht tun dürfen, was man gerade will, also leben ohne Rücksicht auf den Nächsten. Die Freiheit des Einzelnen findet ihre Schranke an der Freiheit und den Rechten des Nächsten. Was du nicht willst, daß man dir tu', das füg' auch keinem andern zu: dieses Gebot ist für den Anarchisten selbstverständlich; aber er will nicht, daß ein Staat, eine Regierung mit Gesetzen und Polizei es ihm vorschreibe, er will es sich selber vorschreiben. Der Anarchist ersetzt den äußeren Zwang des Staates durch das sittliche Gebot des Einzelnen. Er geht in seinem tiefsten Grunde auf den be-

rühmten «kategorischen Imperativ» des Philosophen Kant zurück: handle immer so, daß der Grundsatz deines Handelns zugleich der Grundsatz eines für alle Menschen verbindlichen Gesetzes sein könnte.

Wir sehen: der Anarchismus rührt an die Grundfragen des Staates und der Gesellschaft. Er hat mit seiner revolutionären Krachmacherei nichts zu tun. Ihr fragt: warum besteht keine Gleichheit unter den Menschen? Warum darf der eine regieren, während der andere gehorchen muß? Warum ist der eine wirtschaftlich ein reicher Herr, der andere ein armer Teufel? Wie kann der Einzelne die Freiheit und das Recht seiner Persönlichkeit im Rahmen der ganzen Gesellschaft erhalten? Es geht also um das Verhältnis der Freiheit zur Ordnung. Muß die äußere Ordnung durch einen Staat erzwungen werden, oder kann sie unter Verzicht auf jede Gewalt nur auf dem freien Willen der Menschen beruhen? Schließlich gelangt man zu den letzten und grundlegenden Fragen: ist der Mensch die Hauptsache oder der Staat? Der Anarchist sagt: der Mensch ist die Hauptsache; Staat und äußere Ordnung sind nur soweit berechtigt, als sie der Freiheit und dem Rechte des Menschen dienen. Er steht somit im schärfsten Gegensatz zur heutigen Staatsauffassung, die besonders in der Diktatur ihre letzte und schärfste Ausgestaltung findet, indem sie sagt: der Staat ist die Hauptsache; der einzelne Mensch hat nur insofern ein Daseinsrecht, als er dem Staate und der Volksgemeinschaft dient. Darum hat der Staat das Recht, über die Menschen zu verfügen, ihnen zu befehlen, sie zu bestrafen, wenn sie nicht gehorchen. Die Anarchisten aber stellen sich eine Gemeinschaft, eine «Gesellschaft» vor, in welcher eine sinnvolle Ordnung ohne Staat und Zwang auf dem freien Willen der Einzelnen beruht.

Man sieht: dieser geistige Anarchismus hat mit zwecklosen Gewalttaten nichts zu tun. Er ist nur ein Ausschnitt aus der weltgeschichtlichen Auseinandersetzung zwischen Persönlichkeit und Gemeinschaft, Freiheit und Ordnung. Darum trifft man im Anarchismus und seinen Grenzgebieten die hervorragendsten Geister an, sofern man nur an sein Wesen und nicht an seine anrühlich gewordene Bezeichnung denkt. Denn in diesem Sinne sind *Goethe* (ich laß' einem jeden sein Bestreben, um auch nach meinem Sinn zu leben), *Nietzsche* (Staat heißt das kälteste aller Ungeheuer), *Ibsen* (der Staat ist der Fluch des Individuums), *Jakob Burckhardt* (jede Macht ist böse an sich), *Wilhelm von Humboldt* und der Philosoph *Fichte* ebensogut «Anarchisten» wie die revolutionären Anarchisten im eigentlichen Sinne des Wortes. Aber auch unter diesen treffen wir Männer an, an deren Geisteskraft und Kultur die landläufigen Diktatoren und Staatsmänner niemals heranreichen.

Ich nenne nur den Franzosen Proudhon, die beiden Brüder Reclus, den russischen Fürsten Krapotkin, der einer unserer edelsten Männer des Jahrhunderts war und seinerzeit natürlich vom Bundesrat des Landes verwiesen wurde, den ebenso berühmten Bakunin, den Freiheitsdichter John Henry Mackay, der vor einigen Jahren in Berlin verhungerte. Zu diesen Anarchisten im tiefsten und edelsten Sinne muß man auch Silvio Gesell, den Begründer der Freiwirtschaft, zählen. Ihnen allen ging es darum, die Freiheit der Persönlichkeit vor den Anmaßungen eines auf Gewalt beruhenden Staates zu schützen.

Will dieser Anarchismus von der Theorie zur Praxis übergehen, so steht er vor der wichtigen Frage: wie kann eine Ordnung ohne Gewalt politisch und wirtschaftlich geschaffen werden? Er kommt also zwangs-

läufig zum Wirtschaftsproblem, zur sozialen Frage. Die Menschen sollen nicht gleich sein, denn sie sind nicht gleich; wie aber kann man es machen, daß alle die gleichen Bedingungen, die gleichen Voraussetzungen zum Leben, die gleichen Möglichkeiten haben? Wie bringt man die *Vorrechte* zum Verschwinden? Diese entscheidende Frage hat den rein geistig verstandenen Anarchismus in eine Menge verschiedener Strömungen aufgeteilt, wovon einige eine bewußt revolutionäre Ablehnung der heutigen Staaten vertraten. Zu ihnen gehörte besonders der 1876 im Spital zu Bern gestorbene Russe Bakunin, der unter den Uhrmachern des Jura einen sehr großen Einfluß hatte und auch als Begründer anarchistischer Bewegungen in Spanien gelten kann. Aber keine dieser Strömungen konnte zur politischen Bedeutung gelangen. Denn sie wurden vom sogenannten Marxismus, d. h. dem von Marx begründeten Sozialismus erdrückt und überwuchert und besaßen nicht die nötigen volkswirtschaftlichen Erkenntnisse, um ihre Ablehnung des heutigen Staates und der heutigen Wirtschaftsordnung durch einleuchtende und wirtschaftlich richtige Vorschläge zu ergänzen. Sie blieben in der Sehnsucht nach einer harmonischen Verbindung von Freiheit und Ordnung stecken, weil sie den Zusammenhang der gesamten Wirtschaft nicht verstanden. Ansätze zu solcher Erkenntnis waren schon längst vorhanden, besonders bei Proudhon; aber es ist das Verdienst Gesells, den Weg zu einer natürlichen Wirtschaftsordnung aufgezeigt zu haben.

Dieser edle, wirtschaftlich vertiefte Anarchismus steht vor einem neuen Aufstieg; denn was Anarchie im schlimmen Sinne ist, nämlich Unordnung, Gewalt und Unterdrückung jeglicher Freiheit, das zeigen die «Ordnungsstaaten».

April 1937

Wenn ich in Zürich eine Stunde freie Zeit habe, benutze ich gerne die Gelegenheit, um ein in der Nähe des Bahnhofs gelegenes Lichtspieltheater zu besuchen, in welchem die sogenannten Wochenschauen aller Länder zu sehen sind. Immer wieder sehen wir dasselbe Bild: große Volksmassen, welche sich zu einem besonderen Anlaß versammeln und irgendeinem einzelnen Menschen zujubeln; dazu kommen die bekannten Militärparaden, bei denen durchaus kein Unterschied zwischen den verschiedenen Staaten besteht. Bei den Ereignissen, welche wert sind, im Bilde festgehalten zu werden, gibt es keine demokratischen und nicht-demokratischen Staaten, keine wesentlichen Unterschiede oder gar Gegensätze. Die ganze Welt scheint über denselben Leist geschlagen zu sein.

Der führende Staatsmann aus Aland besucht den führenden Staatsmann aus Beland: gewaltige Volksmassen, emporgestreckte Arme, jubelnde Menschen. Aus Celand bekommen wir ein Sportfest vorgeführt: gewaltige Volksmassen, emporgestreckte Arme, jubelnde Menschen. In Deland besucht das Staatsoberhaupt eine Stadt, eine Kirche, ein Kloster, eine Fabrik, ein Speisehaus für halbverhungerte Kinder: gewaltige Volksmassen, emporgestreckte Arme, jubelnde Menschen. Und so weiter, von den Vorführungen verrückter Amerikanerinnen bis zu irgendeiner japanischen Kriegsfeier.

Dazwischen sehen wir, als Gegenstück dazu, die bekannte Feierlichkeit: der Staatsmann aus Aland legt in der Hauptstadt von Beland am Grabmal des unbekannten Soldaten einen Kranz nieder. Feierlich tritt er an das Grabmal; feierlich schleppen einige Herren in Uniform einen mächtigen Kranz

heran; feierlich hält der Staatsmann seine Rechte an den Mützenschirm und alle folgen seinem Beispiel.

Da entdecken wir — vielleicht entdecken wir es auch nicht! —, daß zwischen allen diesen Bildern ein tiefer Zusammenhang besteht. Was wir da sehen, das ist ja Götzendienst. Gott ist abgesetzt; eine unvergängliche Idee, für die sich die Menschen versammeln und begeistern würden, gibt es offenbar auch nicht mehr. Deshalb ist der Götzendienst an die Stelle des Gottesdienstes getreten. Die Masse schafft sich einen Götzern oder läßt sich einen Ersatz-Herrgott aufschwätzen, hier einen sogenannten großen Staatsmann, wobei — ganz besonders hervorgehoben! — kein Unterschied zwischen den Staaten besteht, dort einen großen Sportsmann oder irgendein Sinnbild. Ein Einziger wird aus der Masse Mensch emporgehoben und zum Ersatz-Gott gemacht. Vielleicht macht man ihn zum Träger einer Idee, zum Beispiel der Idee des Staates, des Sieges, einer besseren Zukunft. Vielleicht feiert man ihn nur deshalb, weil er auf der Höhe eines Erfolges steht, weil er etwas Besonderes ist, das ihn aus der Masse hervorhebt, oder weil er alle Träume zu verwirklichen scheint, welche die Masse vergeblich träumt.

Der Einzelne aber, welcher dergestalt aus der Masse emporgehoben wird, erweist sich dankbar: er ehrt die Masse, die er vielleicht verachtet; er bietet ihr Schauspiele, welche auf die Masse wirken. Er verschafft dem einzelnen Menschen, der in der Masse untergeht und vergeblich von Größe, Auszeichnung, Reichtum und Bedeutung träumt, das Gefühl, als Teil der Masse wichtig zu sein, an großen Dingen teilzunehmen. Er beglückt die Masse, indem er sich zu ihr herabläßt, ihr leutselig zuwinkt, ihren Jubel gnädig annimmt. Im unbekannten Soldaten ehrt er die namenlose Masse.

So entsteht der auf Gegenseitigkeit beruhende Götzendienst. Emporgestreckte Arme begrüßen den Helden der Politik, des Sports, des Films. Mit emporgestreckten Armen dankt der Held für die Verehrung. Beide, der Held und die Masse, leben in ständiger Wechselbeziehung; beide bestärken sich in ihrem Glauben; beide verschaffen sich gegenseitig die gesuchte Befriedigung; beide füllen sich gegenseitig die Leere der Seele und des Geistes aus.

Woher kommt das? Welches sind die Hintergründe dieses Götzendienstes? Warum ist der weiße Mensch unter die Geistesstufe afrikanischer Neger gesunken? Denn es ist nicht zu übersehen: wenn die Neger Afrikas einen Götzen des Krieges, eine Göttin der Fruchtbarkeit anbeten, gliederverrenkende Tänze aufführen und fratzenhafte Masken tragen, so hat das einen Sinn. Aus Furcht und Hoffnung lassen sie Götter entstehen, um sie anzubeten, zu beschwichtigen und anzuflehen. Welchen Sinn aber hat der Götzendienst, den die Menschenmassen der sogenannten Kultur-Völker treiben? Sie haben von den Negern die Musik, das jammervolle Gequitsche gequälter Instrumente übernommen; wäre es nicht geradezu ein geistiger Fortschritt, wenn sie von ihnen auch den Götzendienst übernehmen würden?

Ohne Zweifel beruht die Entstehung der Masse weitgehend auf den wirtschaftlichen Zuständen und Gegensätzen. Der moderne Mensch ist zum Sklaven der Wirtschaft geworden, wie dies Jakob Burckhardt vorausgesehen hat. In der wirtschaftlichen Unsicherheit des Daseins, im Kampf um das bißchen Brot, Obdach und Vergnügen sucht der Mensch sein Heil im Zusammenschluß, in der Kraft und Macht der Masse. Der Marxismus hat die Masse geradezu zum Träger der Geschichte gemacht. Aber das Wirtschaftliche erklärt nicht alles. Zu den

Auswirkungen der Wirtschaft auf das Leben des einzelnen Menschen gesellt sich die bewußte Erziehung zur Masse. Das wichtigste Mittel dieser Erziehung ist der Film, der Kinomatograph. Worin besteht sein Merkmal, seine Absicht? Er gaukelt dem Menschen eine Ersatz-Wirklichkeit, ein Ersatz-Leben vor. Der Film ist der größte und verlogenste Tröster, den es gibt. Im Film erreicht der Held alles, was der armselige Zuschauer in seinem Leben nicht erreicht. Er wird reich, küßt schöne Frauen, er trinkt kostbaren Wein in einem vornehmen Raum. Im Film erlebt die Zuschauerin die feurige Liebe, die sie in ihrem eigenen Leben nicht erlebt. Das arme Mädchen steigt empor in die glanzvolle Gesellschaft und trägt wunderbare Kleider. Das tröstet; das zeigt, daß es noch eine Gerechtigkeit gibt, wenn nicht im eigenen Leben, so doch wenigstens im Lichtspieltheater.

Daher flüchtet die unbefriedigte Menschheit mit allen ihren Sorgen und unbefriedigten Wünschen zum Film, wo sich alle Wunschträume erfüllen. Dort verliert sie den Sinn für die Wirklichkeit; dort lösen sich die harten Umrisse des eigenen Lebens in tröstliche Spiele auf. Dort verliert der Mensch den Willen, die eigene Welt anders und besser zu gestalten. Wozu soll man kämpfen, leiden, Dornenwege gehen, wozu soll man denken, sich auf die eigene Kraft besinnen, wenn man im Film, wohlighingeborgen in der Masse, ein so schönes Ersatz-Leben leben kann? Mit dieser seelisch geschwächten, morbiden und zersetzten Hingabe an eine Scheinwirklichkeit kehren die Menschen in den grauen Alltag zurück und schauen sich sehnsüchtig nach einem Helden um. Und schon ist er da: vielleicht ein Staatsmann, vielleicht ein Sportsmann, vielleicht ein Kinostar. Im Grunde genommen ist es gleichgültig, was er ist. Die Hauptsache ist, daß er sich aus der Masse hervor-

hebt, daß man einen leibhaftigen Menschen hat, auf den man alle seine unbefriedigten Wünsche und Sehnsüchte werfen kann in der Hoffnung, er werde das bringen, was der Mensch der Masse sich nicht selber erkämpfen kann. So entstehen die Götzen, von denen man alles erwartet; sie brauchen nicht einmal ein Mensch zu sein, es kann auch der Staat selbst sein. So entsteht die große Gleichschaltung, welche alle Naturvölker ergriffen hat, ohne Unterschied der einzelnen Länder. So entsteht der moderne Götzendienst.

Aber «Masse und Held» werden nicht die letzte Stufe sein. Wir erleben heute einen ausgesprochenen Krankheitszustand der Menschheit. Aber die Gesundung wird auch wieder kommen. Ich führe noch einmal Jakob Burckhardt an: «Das Ende vom Liede ist: irgendwo wird die menschliche Ungleichheit wieder zu Ehren kommen; was aber Staat und Staatsbegriff inzwischen durchmachen werden, wissen die Götter. Die menschliche Ungleichheit: das ist die freie Persönlichkeit als Gegensatz zur Masse.» — Das ist der Glaube als Gegensatz zum Ersatzglauben, zum Götzendienst.

Krieg und Frieden

Der Krieg wird zu Ende gehen, die Herrschaft der Gewalt wird eines Tages zusammenbrechen. Dann ist der Weg frei für den Frieden. Aber wer wird diesen Frieden gestalten? Wie wird er aussehen? Wenn wir die Menschen betrachten, welche heute berufen erscheinen, den kommenden Frieden zu «schließen», wenn wir uns ihre Gedanken und Überzeugungen vorstellen, dann schwindet unsere Hoffnung gänzlich dahin. Diese Staatslenker, welche seit dem Ende

des letzten Krieges nicht einmal imstande waren, dem kleinsten Erdteil eine erträgliche Ordnung zu geben, sollen nun plötzlich fähig sein, uns einen richtigen und dauerhaften Frieden zu geben? Sie versprechen es, aber sie werden ihr Versprechen nicht halten, weil sie es nicht halten können. Vielleicht aber werden andere Männer das Geschick Europas in die Hand nehmen: Männer, welche der dem Kriege folgende Umsturz an die Macht führt. Welche Männer werden es sein? Welche Gedanken werden ihre Taten bestimmen? Linkspolitiker, welche den mißglückten Versuch Rußlands in Westeuropa wiederholen wollen? Ordnungspolitiker, welche mit starker Hand das Europa von 1914 wieder aufrichten wollen? Das eine ist so sinnlos wie das andere. Aber was gibt es denn noch? Was könnte sonst noch in Frage kommen? Es gibt, in allen Ländern verstreut, nur noch ganz wenige aufgeklärte und wissende Menschen, welche das Grundübel Europas erkannt haben und imstande wären, ein Europa wirklichen Friedens und dauerhafter gerechter Ordnung aufzubauen. Man soll die Zukunft nicht vorwegnehmen; aber daß gerade sie zur Gestaltung des neuen Friedens berufen sein werden, erscheint wenig wahrscheinlich.

So werden auch wir die Gemeinschaft des Zusammenbruchs, des Irrtums und des Versagens bis zum letzten Ende tragen müssen. Wir können uns nicht von ihr befreien; wir können vielleicht unser Land vor der unmittelbaren Teilnahme an Krieg und äußerem Zusammenbruch fernhalten, aber wir können auf keinen Fall ein vom übrigen Europa getrenntes Sonderleben führen. Wir sind mit den Menschen und Völkern unseres Jahrhunderts schicksalverbunden, und keine Neutralitätspolitik kann uns von der Last dieser Verbundenheit befreien. Das aber ist richtig und gerecht. Denn immer

wieder muß die entscheidende Tatsache mit unerbittlicher Strenge festgestellt werden: daß wir am Zusammenbruch der ganzen europäischen Ordnung genau so mitschuldig sind wie jeder andere Europäer. Die völlige Verleugnung des Christentums und seiner einfachen Gebote im Wirtschaftsleben, in der Gemeinschaft des Volkes und in der Gemeinschaft aller Völker, das ist unsere Schuld genau so, wie es die Schuld aller Christen ist. Was heute geschieht, ist das Gericht, das alle Europäer, alle Christen herbeigeführt und herausgefordert haben. Die Schuld ist allgemein; es hat keinen Sinn, über den einzelnen Anteil an derselben zu streiten. Und nicht weniger sinnlos ist es, sich durch eine festliche Stimmung über diese unerbittliche Tatsache hinwegzutäuschen. Nicht das ist erstaunlich oder gar ungerecht, daß diese Ordnung zusammenbricht; erstaunlich und ungerecht wäre es, wenn sie nicht zusammenbrechen würde, denn dann müßten wir an der Gerechtigkeit verzweifeln.

Feiertag der Arbeit

Die Arbeiterbewegung aller Länder hat seinerzeit den 1. Mai zum Feiertag der Arbeit erklärt. Sie schuf damit sichtbaren Ausdruck für die große Gemeinschaft der Gesinnung und des Kampfwillens, die über alle Grenzen hinweg besteht. Es ist ein erhebender Gedanke: am gleichen Tag, vielleicht zur gleichen Stunde ziehen in allen Ländern, in allen Städten Tausende oder gar Millionen von Arbeitern durch die Straßen; sie kennen sich nicht, sie sprechen die verschiedensten Sprachen, sie gehören zu allen möglichen Völkern und Stämmen, sie sind sich fremd, und doch sind alle von einem einzigen Ziel, einer einzigen Hoff-

nung, einem einzigen Willen erfüllt: das Recht der Arbeit zu erkämpfen, die Arbeit von jeder Unterdrückung und Benachteiligung zu befreien, die Arbeit als höchste und edelste Betätigung des Menschen zu feiern. Die Arbeit verdient diesen Kampf und diese Ehrung; denn es gibt keinen Wohlstand und keinen Reichtum, der nicht aus ihr entsteht. Die Arbeit allein vermag jene wirtschaftliche Grundlage zu schaffen, auf welcher das ganze Gebäude der Kultur und des Geisteslebens errichtet werden kann. Der arbeitende Mensch ist die Voraussetzung des Kulturmenschen.

Aber der Feiertag der Arbeit war und ist teilweise heute noch mit einem Gedanken- gut verbunden, das die andern arbeitenden Menschen hinderte, sich den Arbeitern aus den Werkstätten und Fabriken anzuschließen. Auch der Angestellte, der Bauer, der Lehrer, der Kaufmann ist ein Arbeiter; auch er gehört zu den menschlichen Bienen, deren Fleiß den Wohlstand des Volkes zusammenträgt. In gleicher Weise gehört auch er zu den Arbeitern, deren Rechte verkürzt sind, deren Anteil am Reichtum des Volkes gering bleibt, obwohl es an Fleiß und Tüchtigkeit nicht fehlt. Warum ziehen wir nicht zusammen durch die Straßen, warum feiern wir den Tag der Arbeit nicht gemeinsam? Der bisherige geistige Gehalt der großen Kundgebung hat uns getrennt; sie war und ist teilweise heute noch mit jener Theorie verbunden, die von uns den Glauben verlangt, daß die Rechte der Arbeit nur durch den Sozialismus, durch eine ganz bestimmte volkswirtschaftliche Auffassung erkämpft und gewahrt werden könne. So wurde aus der allgemein menschlichen Kundgebung, der sich jeder arbeitende Mensch ohne weiteres anschließen würde, eine eng begrenzte Kundgebung: ein Bekenntnis zur volkswirtschaftlichen Theorie des Marxismus. Sie setzte einen Glauben voraus, den gerade der

Bauer, aber auch der Arbeiter des Mittelstandes gefühlsmäßig ablehnte: den Glauben, daß die Gemeinschaft der in ihrem Recht verkürzten Arbeiter der ganzen Welt höher stehe als die Gemeinschaft des eigenen Volkes. Sie übersprang eine notwendige Zwischenstufe: diejenige der eigenen Volksgemeinschaft. Sie proklamierte den internationalen Kampf der internationalen Arbeiterschaft gegen den internationalen «Kapitalismus». Sie übersah, daß der allgemein menschliche Kampf um die Rechte der Arbeit international gar nicht ausgetragen werden kann, weil die Quellen der Ausbeutung in jedem Lande, obwohl ihrer Art nach gleich, national bedingt sind. Sie mutete dem schweizerischen Arbeiter zu, sich mit dem deutschen oder amerikanischen oder japanischen Arbeiter inniger verbunden zu fühlen als mit dem schweizerischen Bauern, der den Glauben an die Theorie des Sozialismus nicht teilen konnte. Und sie übersah, daß die Befreiung der Arbeit in der ganzen Welt nur über die Zwischenstufe der eigenen Volksgemeinschaft gehen kann: *zeigen wir in der Schweiz, wie man die Arbeit von jeder Ausbeutung befreit, so haben wir den Arbeitern der ganzen Welt den größten, ja den entscheidenden Dienst geleistet.* Dabei brauchen wir jene seltsamen geistigen Verrenkungen nicht mitzumachen, welche Rußland, angeblich das Land der befreiten Arbeit, jedem sozialistisch geschulten Arbeiter zumutet: daß sich die Freude über den «Sieg der Arbeiterklasse» mit dem lähmenden Entsetzen über den volkswirtschaftlichen Mißerfolg und die Schreckensherrschaft, die noch nach 20 Jahren jede Freiheit und jedes Menschentum vernichtet, verbindet, so daß jeder die Wiederholung desselben Versuches in der Schweiz als Landesunglück, als Untergang unserer wertvollsten geschichtlichen Errungenschaften betrachten muß.

Aber noch ein zweiter Umstand hat bis jetzt verhindert, daß der Feiertag der Arbeit die Arbeitenden aller Stände umfaßte: der Zweifel an der sachlichen Richtigkeit der sozialistischen Wirtschaftstheorie. Gewiß war die kapitalistische und bürgerliche Kritik ein Hindernis. Auch wir wissen, welche Widerstände durch eine angebliche Kritik, die nur zielbewußte Entstellung und Verhetzung ist, geweckt werden können. Aber dieses Hindernis ist nicht entscheidend, denn es kann durch unermüdliche Aufklärung überwunden werden. Die angeblich sachliche Ablehnung des Marxismus durch seine Gegner war nicht entscheidend. Entscheidend aber die Sprache der Tatsachen. Der frohe, hoffnungsvolle Glaube an die Richtigkeit der sozialistischen Theorie, wie er noch 1918 in allen Völkern vorhanden war, ist seither an den Tatsachen gründlich zuschanden geworden. Dabei denken wir nicht einmal an den vollständigen Mißerfolg des geschichtlich notwendigen Versuches in Rußland, wo die besten Marxisten der Welt vergeblich versuchten, eine Volkswirtschaft des allgemeinen Wohlstandes und der Freiheit aufzurichten. Rußland ist immerhin Rußland, ein halbasiatisches Land, bei welchem man die Ursache des Mißerfolges immer noch in besonderen Umständen suchen kann. Wir denken vielmehr an die unendlich enttäuschten Hoffnungen in Westeuropa, in Deutschland, in Österreich, in Ungarn, schließlich auch in Spanien und Frankreich. In allen diesen Ländern ist der Irrtum des Marxismus geschichtlich nachgewiesen, und es hat heute für uns Westeuropäer gar keinen Sinn mehr, darüber lange zu streiten. Das Einzige, was zu unserer eigenen Rettung zu tun übrig bleibt, ist die vorbehaltlose Anerkennung dieser Erfahrungen und die Feststellung der ebenso bedingungslosen Folgerung, daß die Lösung der sozialen Frage auf

einem andern Weg gesucht werden muß. Die Macht des Geldes über die Menschen und die Völker kann nicht durch «Sozialisierungen» gebrochen werden. Was aber ist denn der «Kampf gegen den Kapitalismus» anders als der Kampf gegen die Macht und die Vorrechte des Geldes? Ist denn der Gedanke nicht klar und einleuchtend, daß dieser Kampf eben gerade dort ausgetragen werden muß, wo die Macht des Geldes entsteht, nämlich im Geldwesen selber? Muß dieser einfache Gedanke nicht jedem Arbeiter, jedem Bauern, jedem Gewerbsmann des Mittelstandes die Augen öffnen: natürlich! Wo anders könnte denn diese Macht zugunsten der Arbeit gebrochen werden als dort, wo sie entsteht, wo die Ursache ihrer Vorrechte liegt? So war auch der Sozialismus eine geschichtlich notwendige Zwischenstufe, ein Übergang, den gerade der «marxistische Dialektiker» begreifen sollte: er brachte der Menschheit die richtige Zielsetzung, aber noch nicht den richtigen Weg. Neue Geistesarbeit, neue schöpferische Erfassung der Zusammenhänge war notwendig, um die Dinge abzuklären und die richtige Zielsetzung durch den richtigen Weg zu ergänzen. Gesell, der Begründer der Freiwirtschaft, ist zugleich Erfüller des Sozialismus. Er hat in einer höheren Lösung die natürliche Einheit von privater und wahrhaft sozialer Wirtschaft gefunden und den Kampf um das Recht der Arbeit von allen Schlacken und Irrtümern gereinigt. Heute hat sich die Entscheidung zugespitzt. Sie heißt nicht: Kapitalismus oder Sozialismus? Sie heißt nicht: Sozialismus oder Faschismus? Sie heißt auch nicht: bürgerliche Demokratie oder Diktatur? Sie heißt: diktatorischer Staatskapitalismus nach Stalin oder Freiwirtschaft?

Voll und ganz erkennen wir den ungeheuren Fortschritt, den viele Arbeiter und Arbeiterführer in dieser Richtung gemacht

haben. Sie haben sich die Erfahrungen zu Herzen genommen und lassen sich durch den Vorwurf, den «Marxismus» zu verraten, nicht beirren. Der sozialistische «Reformismus» kann beides sein: eine aus taktischen Gründen gemachte vorläufige Zurückstellung des eigentlichen Marxismus, aber auch der Ausgangspunkt zu einer neuen Lösung. Wir glauben an die unverbrauchte geistige Kraft der Arbeiterschaft, daß sie die Notwendigkeit eines neuen Weges zum alten Ziel immer klarer erkennt. Damit — und nur damit — schlägt sie die längst ersehnte Brücke zu den Arbeitenden der andern Stände, zu den Bauern, den Handwerkern, den Kaufleuten, zu allen Menschen, die den Wohlstand des Volkes durch ihre Arbeit zusammentragen. So verstehe ich den Beschluß der Arbeiter, am nächsten Sonntag neben der ehrwürdigen Fahne ihres alten Kampfes die Schweizerfahne zu tragen. Ich erblicke darin keine schwächliche Verbeugung vor dem bürgerlichen Kapitalismus, der heute noch unser Land regiert, kein Bekenntnis zu einem oberflächlichen und brüchigen Frieden. Ich erblicke darin eine Kundgebung des neuen Willens, dem Schweizervolke die schweizerische Lösung der sozialen Frage zu bringen. Es lebe die Einheit des ganzen arbeitenden Schweizervolkes!

April 1936

Das kapitalistische Meisterstück

So wie eine rasche Entwicklung des Körpers oder eine große Anstrengung eine Krankheit, deren Keim bereits vorhanden ist, zum Ausbruch bringen kann, so hat die rasche Entwicklung, Ausdehnung und Verdichtung der Volkswirtschaft im 19. Jahr-

hundert die Krankheit des wirtschaftlichen Körpers, die «soziale Krankheit», zum Ausbruch gebracht. Die Gegensätze, die im Keim schon immer vorhanden waren, wurden sichtbar; der alte Krieg zwischen Reich und Arm erhielt Begriffe, Formeln, wissenschaftliche Erklärungen und neuzeitliche Lösungen, die ihn überwinden sollten. Die früheren gegnerischen Lager Arm und Reich wurden umgetauft; man sprach von Ausgebeuteten und von Ausbeutern. Der Kampf gegen die Ausbeutung wurde zum Sammelruf des ausgebeuteten Volkes, vor allem der Arbeiter, und zugleich zum Schlachtruf, der das Ziel bezeichnete. Wenn es gelang, die von ihrer Arbeit lebenden Menschen zu sammeln und gegen den eigentlichen Herd der Ausbeutung zu führen, dann war es um diese und um den «Kapitalismus» geschehen, dann mußte die Arbeit siegen.

Als Sammelruf genügte vorerst das negative Ziel: Kampf gegen die Ausbeutung, Kampf gegen die wirtschaftliche Ungerechtigkeit. Was man an Stelle des «Kapitalismus» setzen wollte, das war keineswegs klar. Man griff alte kommunistische Lösungen auf, kommunistisch im Sinne des Urchristentums verstanden. Man erblickte das Heil in der vollständigen Gewaltlosigkeit: niemand herrscht und niemand wird beherrscht. Und man versuchte wissenschaftliche Lösungen, die sich aus einer angeblich genauen Zergliederung der wirtschaftlichen Zusammenhänge ergaben. So entstand der Marxismus, nach seinem Schöpfer Karl Marx so genannt. Aber es brauchte ein halbes Jahrhundert, um diesen Marxismus als einheitliches Ziel des gesammelten Arbeitsvolkes aufzustellen. Neben der marxistischen Lösung gab es andere, die denselben Anspruch erhoben, eine wissenschaftliche Lösung zu sein. Der gefährlichste Gegner war die vom Franzosen Proudhon gegrün-

dete Richtung. Sie erblickte den Herd der Ausbeutung, der wirtschaftlichen Ungerechtigkeit nicht im Privateigentum an dem sogenannten Produktionsmittel, sondern im ungeordneten Geld- und Kreditwesen, das vollständig der Willkür der Finanz ausgeliefert war.

Solange der soziale Kampf nur darum ging, Sozialpolitik zu treiben und eine Besserung der Arbeitsbedingungen für die Arbeiter zu erkämpfen, war er für das Kapital und dessen entscheidendes Vorrecht, das arbeitslose Einkommen, ungefährlich. Die Kinderarbeit wurde verboten; der Fabrikant mußte an den Maschinen Schutzvorrichtungen anbringen; die Arbeitszeit wurde verkürzt, der Lohn mußte wenigstens teilweise oder vorübergehend erhöht werden. Schließlich erlangten die Arbeiter in den meisten Staaten das Recht, sich in Gewerkschaften zusammen zu schließen. Daraus entstand schließlich der politische Sozialismus, die Sozialdemokratie. Alle diese Fortschritte mußten unter größten Opfern erkämpft werden. Aber sie waren nicht gefährlich. Sie setzten vielleicht den Reingewinn der Unternehmungen herab; aber sie gefährdeten in keiner Weise den Kapitalismus selbst.

Eine solche Gefährdung konnte nur dann eintreten, wenn die eigentliche Ursache der Ausbeutung erkannt und die gewaltige Macht der vereinigten Arbeiterschaft gegen diese Ursache eingesetzt wurde. Die Herren des Kapitals hatten Grund, um ihre Herrschaft zu zittern. Denn ihnen war der Grund ihrer Macht, die Quelle der Ausbeutung, wohl bekannt. Sie wußten: solange es uns möglich ist, durch die Beherrschung des Geldwesens die ganze Wirtschaft nach Belieben zu leiten, jede allgemeine Wohlstandsbildung durch Krisen zu verhindern, jede unerwünschte Konkurrenz neuen Kapitals zu unterbinden und dadurch den Zins

und die Dividenden zu retten, solange ist unsere Herrschaft nicht gefährdet, solange mögen die Sozialisten ruhig ihre Sozialpolitik treiben und höhere Löhne verlangen. Wir sorgen selber dafür, daß die Wirtschaft allzu hohe Löhne überhaupt nicht erträgt, nicht bezahlen kann.

Würde es gelingen, der Sozialdemokratie diese entscheidenden Zusammenhänge zu verbergen? Sie wuchs und wurde immer stärker, immer machtvoller; man mußte politisch mit ihr rechnen und sah voraus, daß es unmöglich wäre, diese Bewegung äußerlich niederzuhalten und zu bekämpfen. Aus den Arbeiterparteien der einzelnen Länder wurde eine internationale Organisation. Es war nicht mehr möglich, ihren siegreichen Aufstieg aufzuhalten. Der Kapitalismus schien verloren: noch ein paar Jahre Kampf und die rote Fahne flattert auf allen Zinnen.

Wie aber, wenn es gelang, dieser gewaltigen Bewegung ein falsches Ziel zu geben? Wenn es gelang, sie vom Herd der kapitalistischen Ausbeutung und des arbeitslosen Einkommens abzulenken, sie auf einem Irrweg vorwärts gehen zu lassen? Wenn das gelang, dann mußte der ganze Kampf des Sozialismus um die wirtschaftliche Gerechtigkeit ewig fruchtlos, ewig erfolglos bleiben. Wenn es gelang, die Sozialdemokratie in einem grundlegenden Irrtum zu belassen und ihr die Wahrheit über den Mittel- und Ausgangspunkt der kapitalistischen Herrschaft zu verschleiern, dann mußte ihr ganzer Kampf nicht zur Zertrümmerung der kapitalistischen Herrschaft, sondern zu deren Festigung führen.

Es war zweifelhaft, ob dieses großartige Unternehmen gelingen werde. Da war, wie gesagt, Proudhon. Mit verdächtiger Sicherheit war er den entscheidenden Zusammenhängen auf die Spur gekommen: Tauschmittel, Kredit, Warenpreise, Lohn, Wäh-

rung, vor allem Gold- und Silberwährung. Der Mann war gefährlich. Aber der erste Sozialist selbst, Karl Marx, bannte diese Gefahr. Nicht Proudhon, sondern Marx gab der Arbeiterbewegung Ziel und Richtung. Aber da war auch Engels, der Mitarbeiter von Marx. Auch er war den letzten Zusammenhängen verdächtig nahe gekommen. Er schrieb: «Wenn Dühring (ein Wirtschaftstheoretiker) das Metallgeld beibehalten will, so kann er nicht verhindern, daß die einen sich einen kleinen Geldschatz zurücklegen, während die andern mit dem bezahlten Lohne nicht auskommen. Hiermit sind alle Bedingungen gegeben, einerseits zur Schatzbildung, anderseits zur Verschuldung. Alle Gesetze und Verwaltungsnormen der Welt sind ebenso ohnmächtig dagegen wie gegen das Einmaleins oder gegen die chemische Zersetzung des Wassers. Und da der Schatzbildner in der Lage ist, vom Bedürftigen Zinsen zu erzwingen, so ist mit dem als Geld fungierenden Metallgeld auch der Zinswucher wiederhergestellt. Die Wucherer verwandeln sich in Händler mit dem Zirkulationsmittel, in Bankiers, in Beherrscher des Zirkulationsmittels und des Weltgeldes, damit in Beherrscher der Produktionsmittel, mögen diese auch noch jahrelang dem Namen nach als Eigentum der Wirtschafts- und Handelskommune figurieren.»

Das war gefährlich, denn gerade hier war der Sozialist Engels den entscheidenden Zusammenhängen auf die Spur gekommen. Was sagt er hier? Die ganze Sozialisierung der Produktion nützt nichts, gar nichts, solange die Bankiers das Zirkulationsmittel, das Geld, beherrschen. Denn wenn dieses Geld ein Metallgeld ist, das nicht vergeht oder verdirbt und gerade deshalb als Schatzmittel verwendet werden kann, solange beherrschen die Bankiers die ganze Produktion, solange können sie den Zins

erzwingen, solange muß immer wieder Verschuldung entstehen, solange wird der Arbeiter mit seinem Lohn nicht auskommen können. Die ganze kapitalistische Herrschaft hängt mit dem Metallgeld zusammen. Noch deutlicher: die ganze Ausbeutung mit ihrem Reichtum aus arbeitslosem Einkommen einerseits und ihrer ewigen Armut anderseits beruht auf diesem Tauschmittel. Nimm der kapitalistischen Herrschaft gerade dieses dauerhafte, hamsterfähige Geld weg, und sie bricht zusammen!

Wenn der Sozialismus diese Erkenntnis seines Begründers Engels übernahm und die gewaltige Macht seiner Bewegung gegen diesen Zentralpunkt der kapitalistischen Herrschaft führte, dann war es um diese geschehen, dann mußte die Arbeit siegen und das große Werk gelingen. Noch nie war der Kapitalismus so gefährdet wie damals, als Engels die Erkenntnisse Proudhons übernahm. Denn der Kapitalismus ist, ja, wie Dr. Ziesel letzthin in glänzender Formulierung gesagt hat, nicht das Gesetz des Privateigentums, sondern das Gesetz der Rente, des arbeitslosen Einkommens.

Es war nicht auszudenken: wenn der Sozialismus nicht um die Sozialisierung der Fabriken, sondern um die Ordnung des Geldwesens stritt, wenn er seinen Schlag ins Herz des Gegners führte, dann mußte er siegen, dann fiel die Ausbeutung. Und dann wurde der ganze übrige Zauber überflüssig.

Er tat das nicht. Der Kapitalismus vollbrachte sein Meisterstück und zugleich seine Lebensrettung. Es gelang ihm, den Sozialismus auf seinem Irrweg zu bestärken. Ja noch mehr: es gelang ihm, den Sozialismus zum zuverlässigsten Verteidiger der Goldwährung zu machen.

Wie hat der Kapitalismus sein Meisterstück, die Sozialdemokratie zur Verteidigerin der Goldwährung und damit zur eige-

nen Torwache zu machen, vollbracht? Die Mittel waren sehr einfach. Er brauchte nur die «wissenschaftliche Grundlage», die Marx selbst der Arbeiterbewegung gegeben hatte, bestehen zu lassen, die Ahnungslosigkeit der bürgerlichen Volkswirtschaftler zu erhalten und sich zu hüten, den Streit um die Lösung der sozialen Frage auf die Grundlage seiner Macht, auf das heutige Geldwesen, zu lenken. Das ist ihm glänzend gelungen.

Die Jahrzehnte des sozialistischen Aufstieges sind erfüllt mit dem Streit über die sozialistischen Kampfziele: Diktatur des Proletariats, Sozialisierung oder «Vergesellschaftung» der Produktionsmittel, Eroberung der politischen Macht. Der Sozialismus versuchte, den «wissenschaftlichen» Nachweis von der Richtigkeit und Notwendigkeit dieser Kampfziele zu erbringen. Er rühmte sich, aus der Betrachtung der Volkswirtschaft überhaupt erstmals eine wissenschaftliche Lehre gemacht zu haben. Die Gegner wehrten sich gerade dort, wo der Sozialismus angriff. Sie versuchten mit gleichen «wissenschaftlichen» Mitteln, mit wirtschaftlichen, psychologischen und hundert anderen Gründen die Unrichtigkeit der sozialistischen Wirtschaftsauffassung nachzuweisen. Es entstand die große Spaltung zwischen Sozialismus und Bürgertum. Aber das entscheidende Merkmal dieser ganzen Auseinandersetzung liegt nicht im Streit über die Richtigkeit der sozialistischen Theorie; es liegt darin, daß über die grundlegenden Zusammenhänge der Wirtschaft überhaupt nicht gestritten wurde. Je mehr sich die Gegner wehrten, um so mehr versteifte sich der Sozialismus auf sein Programm, um so mehr gewöhnte er sich daran, die ganze Volkswirtschaft ausschließlich mit den Augen Marx's zu betrachten. Daß man die Grundlage der kapitalistischen Macht und die Quelle der Ausbeutung auch

einmal in einer ganz anderen Richtung suchen könnte, zum Beispiel in der von Engels angedeuteten Beherrschung des Geldwesens, das fiel ihm überhaupt nicht ein. Was Engels über die Macht des Geldes gesagt hatte, wurde vergessen; man stritt nur, getreu nach Marx, über die Beherrschung der Produktion durch Verstaatlichung derselben. Die Gegner aber hüteten sich, den Streit auf ein anderes Gebiet zu ziehen. Von der Währung, vom Tauschmittel, wird in dieser großen Auseinandersetzung überhaupt nicht gesprochen. Ich habe einmal auf der Jagd eine alte Füchsin mit ihren Jungen überrascht. Sofort lief sie weg, fing laut zu schreien an und ließ die Jungen scheinbar im Stich. Wenn ich ihr nachging, lief sie zufrieden davon, von den Jungen weg; wenn ich stillstand, stand sie ebenfalls still und schrie, bis ich ihr wieder folgte. So versuchte sie, mich den Jungen abzulenken, ein geschicktes Spiel, an dem ich die größte Freude hatte und das mich mit Hochachtung vor dieser mütterlichen Klugheit erfüllte. Genau so machte es der Kapitalismus mit dem Sozialismus: er lenkte ihn von seinen Jungen ab und schlug sich mit ihm über die Produktion herum. Er wußte: je mehr sich der Sozialismus auf Marx versteift, je weniger er vom Gelde redet (obwohl schon das Wort «Kapitalismus» anzeigte, in welcher Richtung die schwache Stelle des Gegners zu suchen war), um so weniger bildet er eine Gefahr für den Kapitalismus. Unternehmer und Arbeiter, beide mit ihrem ganzen politischen Anhang, stritten sich während eines halben Jahrhunderts; die wirklichen Kapitalisten schauten zu und freuten sich königlich, daß nicht sie selber in diesen Streit hineingezogen wurden.

Ein wichtiges Hilfsmittel bildete die sogenannte Wissenschaft. Der Sozialismus brauchte geschulte Führer. Sein Gegner

brauchte auch geschulte Führer. Wo sollten die zukünftigen Führer geschult werden? Aus dem Kampf für und gegen den Marxismus entstand jene zweifelhafte Bereicherung der Universitäten, die «Nationalökonomie» genannt wird. Zwar gab es schon früher Lehrstühle für dieses Gebiet der menschlichen Betätigung, für Finanzwesen, «Cameralia», Volkswirtschaft. Aber erst mit dem politisch erstarkten Sozialismus begann die Inflation volkswirtschaftlicher Professuren. Die andern Fakultäten, in denen der Begriff des logischen Denkens und Forschens noch lebendig war, wollten zunächst von dieser bedenklichen Wissenschaft, deren Endergebnis durch eine vorgefaßte Meinung bereits feststand, nichts wissen. Nur mit Mühe fand die «Nationalökonomie» Anerkennung und Unterschlupf an den Universitäten. Niemand wollte sie. Wo sollte man das vieldeutige Ding, das eine Wissenschaft sein wollte und doch keine war, hinstellen? Hier wurde sie, zum großen Mißfallen der Juristen, der juristischen Fakultät angegliedert; dort fand sie, zum ebenso großen Mißfallen der Naturwissenschaftler Unterschlupf in der philosophisch-naturwissenschaftlichen Fakultät. Es entstand ein grotesker Zustand, der heute noch besteht: im einen Lehrsaal dozierte der Professor bürgerliche Volkswirtschaft; im benachbarten Lehrsaal bewies der zweite Professor, daß die bürgerliche Volkswirtschaft falsch und nur der Marxismus richtig sei. Der arme Student mußte beide «Wissenschaften» lernen, da er ja nicht wußte, welcher Professor ihn am Examen prüfen werde. Hatte er nur die bürgerliche Volkswirtschaft gelernt, so fiel er beim sozialistischen Professor durch, und umgekehrt. Das galt und gilt heute noch als Wissenschaft.

Aber auch hier war die Füchsin am Werk: sie lenkte ab. Die bürgerlichen Professoren, ohnedies von grenzenloser Ah-

nungslosigkeit erfüllt, redeten nicht von der Währung, die sozialistischen ebenfalls nicht. Man füllte den Studenten die Köpfe mit tausend Dingen. Aber was Geld, was Währung, was Währungspolitik ist, das sagte man ihnen nicht, weil man es selbst nicht wußte oder nicht sagen wollte. Gewiß: man sprach auch vom Tauschmittel; man vergaß keineswegs, daß die Schweiz Franken und England Pfund hat. Man erklärte auch den Unterschied zwischen Metallgeld und Papiergeld, redete von Metallismus, Bimetallismus und reiner Goldwährung. Alles sah wundervoll wissenschaftlich aus. Nur eine Kleinigkeit berührte man mit keinem Finger: das Wesen einer Währung überhaupt, ihren Einfluß auf die Preise, auf die Wirtschaftslage, ihren Zusammenhang mit dem Zins. Auch der eifrigste Student konnte nicht erfahren, daß das Geldwesen die Schlüsselstellung der ganzen Wirtschaft bildet, daß das wirtschaftliche Schicksal des Volkes und der Völker ausschließlich von jenen Leuten und Instituten entschieden wird, die das Geldwesen beherrschen. Alles durfte man lehren und lernen; nur diese verdächtigen und gefährlichen Zusammenhänge zwischen Geld, Zins, Krise, Armut und Reichtum wurden verschwiegen.

Der Erfolg war vollkommen. Die Universitäten lieferten den streitenden Parteien geschulte Führer, wissenschaftliche Berater mit Diplom und Dokortitel, die alles kannten, alles beweisen, alles erklären konnten, aber wie auf geheime Verabredung hin ein einziges Gebiet der Volkswirtschaft in Ruhe ließen: die Währungsfrage. In alle Parteien, in alle Redaktionen, in alle Sekretariate wurden diese Doktoren geliefert. Sie schrieben Bücher und Aufsätze, füllten ganze Bibliotheken, lieferten das «wissenschaftliche Rüstzeug» für die politischen Kämpfe und entfalteten eine ungeheure Geschäftigkeit. Aber wenn sie alle zusammen auch nicht

über einen einzigen Lehrsatz, eine einzige Ansicht einig waren: in einem Stück waren sie alle einig, in der Behandlung der Währungsfrage. Der Erfolg überstieg alle Erwartungen: die Sozialisten wurden die überzeugtesten Anhänger der Goldwährung, der gesunden, durch einen Goldvorrat «gedeckten» Währung. Sie nahmen die Goldwährung in ihr Programm auf, und wir können uns vorstellen, wie die Herren der Hochfinanz aller Länder erleichtert aufatmeten, als ihre Währung durch das Programm des Sozialismus geheiligt wurde. Jetzt war der Angriff abgeschlagen, die entscheidende Schlacht gewonnen. Mochten sich die beiden Gegner über Sozialismus, Lohnfragen, Sozialpolitik, Krisenfürsorge streiten: was bedeuteten diese lächerlichen, nebensächlichen Dinge, nachdem die Hauptsache, die Währung des Kapitalismus, durch den Sozialismus selber gerettet wurde! Der Erfolg war so vollkommen, daß die Kapitalisten den gefährlichsten Angriff der neuesten Zeit, der gegen sie geführt wurde, denjenigen der Freiwirtschaft, kaum selber abwehren mußten. Gewiß wurde die Geschichte unangenehm; aber wozu hatte man in den Sozialisten so treue Bundesgenossen gefunden? Sie übernahmen den Kampf gegen die Freiwirtschaft. Sie übernahmen die Verteidigung der Goldwährung. Sie warfen die Freiwirtschaftler zur Partei der Arbeit hinaus. Und ihr Professor Reichesberg verfaßte jenes berühmte Gutachten gegen die Freiwirtschaft, das nachher von den Banken freudestrahlend gedruckt und verteilt wurde. Der Sozialismus als Beschützer der Banken, der heutigen Geldwirtschaft, der Goldwährung: daß dieses Meisterstück gelingen würde, das hatte der Kapitalismus vielleicht selber nicht erwartet.

So war der Angriff des arbeitenden Volkes auf die Herrschaft des Kapitalismus abgeschlagen. Was im 19. Jahrhundert so ge-

fährlich ausgesehen hatte, das war im 20. Jahrhundert völlig harmlos geworden: der Herd der Ausbeutung blieb unangetastet. Noch mehr: aus den leidenschaftlichen Gegnern waren die zuverlässigsten Verteidiger der kapitalistischen Grundlagen geworden. Der Kapitalismus konnte sich beruhigen: sein Gegner war ungefährlich geworden. Proudhon war vergessen, Engels gefährliche Andeutungen waren vergessen. Und daß die Freiwirtschaftler, deren Führer Gesell gerade Proudhon und Engels wieder hervorgeholt hatte, unter der Arbeiterschaft keinen Boden fassen und die politische Macht ihrer Organisationen gegen den neu entdeckten Herd der kapitalistischen Macht einsetzen konnten, dafür sorgten die Sozialisten selber. Es lohnte sich, dankbar zu sein: die sozialistischen Politiker, ehemals gefürchtet wegen ihres bedingungslosen Revolutionszertums, wurden in der bürgerlichen Gesellschaft und im bürgerlichen Staate hoffähig. Man konnte einen Nationalrat Johannes Huber ruhig in den Bankrat der schweizerischen Nationalbank wählen und so «der Arbeiterschaft eine Vertretung einräumen»; man wußte: der Mann wird keine gefährlichen Dinge aufgreifen, er wird den Herren in ihrem eigenen Heiligtum nicht wehe tun. Man konnte dem Sozialismus auch ruhig den Staat selbst überlassen. Die Herren Kapitalisten hatten ohnedies keine Lust, sich nach dem Zusammenbruch des Krieges, den sie angestellt hatten, die Finger zu verbrennen. Man durfte den Sozialisten ruhig Gelegenheit geben, zu zeigen, was sie können. Solange sie keine Miene machten, das Geldwesen umzugestalten, solange sie sich bei den Währungsfragen an die bewährten Fachmänner hielten, bildeten ihre Experimente keine wirkliche Gefahr. Die Herren wußten: diese Experimente werden sich, wenigstens in Westeuropa, von selber totlaufen. Man wird ihrer müde werden, man

wird wieder gerne zu einer «geordneten Wirtschaft» zurückkehren.

Das brauchte man den guten Leuten nicht auf die Nase zu binden. Man tat immer noch so, als ob man den alten Todfeind bekämpfen wollte. Der Streit zwischen Bürgertum und Sozialismus dauerte weiter. Die Arbeiter führten ihn in guten Treuen und kämpften tapfer um die Eroberung der politischen Macht, wo sie diese nicht besaßen. Sie glaubten immer noch: wenn wir die politische Macht erlangen, so ist unser Endziel, die Vernichtung des Kapitalismus und die Beseitigung der Ausbeutung erreicht. Auch das Bürgertum kämpfte in guten Treuen gegen den Sozialismus. Denn man muß gestehen: die Enteignung der Fabriken, die «Sozialisierung der Produktionsmittel» war wenigstens für denjenigen unangenehm, den sie gerade traf. Das Bürgertum glaubte dabei, für die wirtschaftliche Freiheit zu kämpfen. Es merkte nicht, daß der Kapitalismus nicht die Wirtschaftsordnung der Freiheit und des Eigentums, sondern diejenige der Rente, des arbeitslosen Einkommens ist. Aber der Kampf löste sich in politische Aktionen auf; man stritt um Sessel und nicht um Ideen. Und man stritt erfolgreich. Wie gut, wie freudig haben sich die Führer der Arbeiterbewegung in den bürgerlichen Staaten eingenistet und eingelebt. Man war sogar froh um ihre Mitarbeit. Sie nahm dem alten Kampf die ursprüngliche Schärfe und beruhigte das Volk.

Man brauchte sich auch in den sozialistischen Hausstreit über die Ziele und Wege einer sozialistischen Politik nicht einzumischen. Man stellte höchstens mit Erstaunen fest, daß die scheinbar unerschütterliche und ewige Grundlage des Sozialismus bei jeder Gelegenheit ins Wanken geriet. Was wollten die Leute eigentlich? Wollten sie die Diktatur des Proletariates, die vollständige

Sozialisierung, die Zertrümmerung des bürgerlichen Staates? Das kam nicht mehr in Frage. Man kann den Staat, in dem man sich selber wohlbefindet, nicht zertrümmern. Aus dem revolutionären Sozialismus wurde der Reformismus, die Anlehnung an die bürgerliche Demokratie. Aus der revolutionären Wirtschaftspolitik wurde die moderne Sozialpolitik, die Fürsorge, bei welcher der Kapitalismus gerne und großzügig mitmachte. Denn er wußte: diese Sozialpolitik ist nicht gefährlich, sie kümmert sich nicht um die Währung. Die freundliche Annäherung wurde so groß, daß man nicht einmal einen Grimm zum Bundesrat machen mußte. Ein Schultheß genügte vollkommen, um auf dem Boden des Kapitalismus einen modernen Sozialstaat aufzubauen. In der Schweiz machten bürgerliche Politiker sozialistische Politik; in Deutschland und Österreich machten Sozialisten bürgerliche Politik. Die Sache war in Ordnung, weil das große Ziel, die Rettung des Kapitalismus, die Rettung der Goldwährung erreicht war.

Aber war da nicht Rußland, drohte da nicht eine furchtbare Gefahr im Osten? Selbstverständlich schaute die ganze kapitalistische Welt voller Sorge auf den rücksichtslosen Feind. Die Revolution Lenins und Trozksis siegte, Marx erhob sich aus seinem Grabe, um den Kapitalismus zu zerschmettern. So sah es aus, aber es war nicht so. In Rußland wurde nicht der Kapitalismus, sondern nur das Bürgertum vernichtet. Bürgertum bezeichnet keinen wirtschaftlichen und keinen politischen Kreis; Bürgertum ist eine Kulturstufe. Bürgertum ist die Einheit von Menschenrechten, Freiheit, Gleichheit und demokratischer Ordnung, welche die französische Revolution erkämpft und uns hinterlassen hat. Diese Kulturstufe und deren Träger wurden in Rußland vernichtet, aber keineswegs der

Kapitalismus. Der einzige Erfolg der russischen Revolution bestand darin, daß aus dem privaten Kapitalismus ein Staatskapitalismus gemacht wurde, mit derselben Mangelwirtschaft, mit denselben Zinsen, und mit denselben Möglichkeiten, sich innerhalb dieses Staatskapitalismus wieder privatkapitalistisch einzurichten. Das System blieb grundsätzlich bestehen; nur die Nutznießer wechselten.

Aber konnte der Kapitalismus, nachdem er sich vom ersten Schrecken erholt hatte, auch nur davon träumen, daß gerade das marxistische Rußland seine beste Stütze werden sollte? Keine Phantasie konnte so kühn sein, diesen Traum zu träumen. Und doch ist er Tatsache geworden. Zunächst kehrte Rußland nach mancherlei Irrfahrten, wie sie auch die westeuropäischen Staaten unter der Führung ihrer «bewährten Fachleute» erlebt hatten, zur Goldwährung zurück. Dort, wo die Gedanken von Marx und Engels in die Tat umgesetzt wurden, gerade dort führten ihre Schüler jenes Zirkulationsmittel und «Weltgeld» wieder ein, von dem Engels gesagt hatte, daß es den Zinswucher herstelle, jede gerechte Lohnzahlung unmöglich und jede Sozialisierung illusorisch mache. In Anlehnung an die bewährten Fachleute der ganzen Welt übernahmen die russischen Marxisten, die den «Kapitalismus» zertrümmert hatten, die Goldwährung, die Grundlage und Quelle der kapitalistischen Ausbeutung. Auch hier war das Meisterstück gelungen. Zwischen Rußland und der übrigen Welt klappte ein Abgrund; aber in der Währungsfrage teilten Lenin, Trotzki, Stalin und Genossen die Ansichten von Morgan, Schacht, Bachmann und wie sie alle heißen . . .

Dieser Erfolg war so unerhört, so unerwartet, daß man Rußland nicht länger schlecht behandeln durfte. Wie die Sozialisten in den bürgerlichen Staaten, so wurde

Rußland durch die Anerkennung der Goldwährung in der guten Gesellschaft der Nationen hoffähig: man nahm den scheinbar bösen marxistischen Staat freudig in den Völkerbund auf. Und Rußland, das die kapitalistischen Staaten in die Luft sprengen wollte, wurde das treueste Mitglied dieses kapitalistischen Völkerbundes . . .

Aber nun erreicht das kapitalistische Meisterstück seinen Höhepunkt. Rußland fing an, in seiner Erde nach Gold zu suchen! Und Gold kam zum Vorschein, die Mühe lohnte sich, hundertfach und tausendfach. Man hatte ja billige Arbeitskräfte: die Verbannten, die Ausgestoßenen, die entrechteten Bauern und Kulaken, die immer noch vom versprochenen Land träumten. Die gruben sich in die Erde und holten das Gold hervor, Berge von Gold. In wenigen Jahren wurde Rußland zum wichtigsten Goldlieferanten; 1927 brachte es nur 21 000 kg, 1936 aber schon 200 000 kg Gold auf den Markt, 25 Prozent der gesamten Goldproduktion der Welt. Heute mag der Anteil Rußlands an der Weltproduktion von Gold schon auf über 30 Prozent gestiegen sein. Das Geschäft lohnt sich: die Produktion von 1936 brachte etwa eine Milliarde Schweizerfranken ein, wovon vielleicht gut 800 Millionen als Reingewinn für den Staat bleiben. Und das will heißen: Rußland ist zum Hauptinteressenten der Goldwährung geworden. Der sozialistische Staat muß für die kapitalistische Währung in der ganzen Welt eintreten, wenn er sein bestes Geschäft nicht zerstören will. Denn wohlverstanden: für das ins Ausland verkaufte Gold muß Rußland, im Gegensatz zu allen andern Waren, keine Waren als Gegenleistung annehmen; es erhält fremdes Geld, fremde Devisen, die es notwendig hat. Es kann an jedem Goldmarkt, an jeder Börse, bei jeder Notenbank sein Gold gegen ausländisches Geld zum vollen, gesetzlichen

Preis eintauschen. Und es tut das auch. Die Goldausfuhr ist schon heute das beste und gefahrloseste Geschäft Rußlands. Dieses Geschäft aber ist gerade solange gesichert, als die Goldwährung, die Grundlage der kapitalistischen Ausbeutung, in der übrigen Welt anerkannt und erhalten wird. Mag die übrige Welt Rußland noch so heftig ablehnen: hier, in der Währungsfrage gibt es keinen Gegensatz. Solange Rußland die kapitalistische Welt mit Gold versorgt, solange es mithilft, die technischen Grundlagen der Goldwährung zu erhalten, solange verhindert es den Zusammenbruch der Goldwährung und solange stützt es die kapitalistische Herrschaft in der übrigen Welt.

Damit ist der Höhepunkt erreicht, das kapitalistische Meisterstück vollendet. Aus der Arbeiterbewegung, die auszog, um die Ausbeutung zu beseitigen, wurde die Schildwache des Kapitalismus, und aus dem sozialistischen Arbeiterstaat, der den Kapitalismus zerschmettern wollte, wurde die sicherste Stütze der kapitalistischen Währung, ein weltgeschichtliches Schauspiel, das wir mit Staunen und Bewunderung betrachten.

Und die Arbeiter? Und das Volk? Und die Völker? Sie werden im nächsten kapitalistischen Weltkrieg Gelegenheit erhalten, die Überproduktion an Menschen und Gütern zu beseitigen und dafür zu sorgen, daß der Kapitalismus wieder neue Goldanlagen zu gutem Zins vorfindet. Versteht ihr endlich den Sinn der Weltgeschichte?

7. Februar 1938

Verantwortung der Presse

Es hat für mich nicht den geringsten Reiz, einfach ein eigenes Blättlein zu haben, in das mir kein Mensch dreinreden kann,

und darin meine höchst persönliche, mehr oder weniger unfehlbare Weisheit zu verkünden. Natürlich ist diese vollständige Unabhängigkeit die erste Voraussetzung meiner Arbeit; aber diese kann unmöglich darin bestehen, Dinge drucken zu lassen, welche andere ebenso gut sagen können. Ich gehe noch einen Schritt weiter: auch wenn ich gerne zugebe, daß manches leichter und gefälliger geschrieben werden könnte, lehne ich es sogar absichtlich ab, das, was nach meiner Überzeugung heute gesagt werden muß, durch leichtes Beiwerk zugänglicher zu machen. Das ist ja gerade das Krebsübel unserer Zeit: man will nicht mehr selber denken, man scheut jede geistige Anstrengung; man ist derart gewöhnt, alles vorbereitet, leicht zugänglich, vorgekaut und von allen Schwierigkeiten befreit vorgesetzt zu bekommen, daß man schon das Lesen an sich fast als unerwünschte Anstrengung und Zumutung empfindet. Darum muß unser Geschlecht Sensationen und Bildchen haben. Die Sensation, irgendein «Fall», ein Skandal reizt wenigstens zum Lesen; ein Problem steckt in der Regel nicht dahinter, noch weniger die Lösung eines solchen. Das Bild macht die Vermittlung dessen, was geschieht, noch leichter, noch bequemer; es ist die größte Konzession an die Denkfaulheit des Menschen. Darum wird der Film zum Lebens-Ersatz des heutigen Menschen. Ein denkfaules und seelisch verarmtes Geschlecht füllt mit diesem Lebensersatz die Öden seines Daseins aus. Es ist eine Flucht; denn vielleicht würde es das heutige Leben ohne diese Ersatz-Erlebnisse überhaupt nicht aushalten. Damit soll nichts gegen die Bilder gesagt sein; der Vorwurf trifft nicht sie, sondern ein Geschlecht, das zur Strafe für seine Denkfaulheit Krisen und Kriege erleben muß. Vielleicht schreibt einmal ein Kandidat der Philosophie eine gelehrte Abhandlung über

die Frage, ob Gutenbergs Erfindung des Buchdrucks und die Vervollkommnung der Bildwiedergabe die sogenannte Kulturmenschheit gescheiter oder dümmer gemacht habe. Die Weltgeschichte, die wir gegenwärtig erleben, spricht für das Letztere.

Nun wollen wir nicht überheblich sein und uns besser dünken als andere. Aber den entscheidenden Unterschied dürfen wir wohl hervorheben: es fehlt nicht an Anregungen, an ernsthaftem Bemühen, die Übel unserer Zeit aufzuzeigen. Und vor allem: es ist überall sehr viel guter Wille vorhanden. Aber man kann eine Erscheinung, welche geradezu das Merkmal des heutigen Zeitungswesens bildet, nicht übersehen: die Probleme werden aufgeworfen, nicht um sie zu lösen, sondern um sie zu umgehen. Dafür gibt es mancherlei Gründe: die Befangenheit gegenüber der heutigen Ordnung, die Scheu oder gar die Angst vor jedem neuen Gedanken, dann aber vor allem das Bestreben jedes Verlegers, die Leser zufriedenzustellen, neue Leser zu gewinnen, sie alle nicht vor den Kopf zu stoßen und ihnen gerade deshalb geistige Anstrengungen und Zumutungen zu ersparen.

... Es muß in der Schweiz im Hinblick auf die nationalen und auf die internationalen Aufgaben, vor denen wir stehen, einen Stock von aufgeklärten Bürgern geben, welche die Probleme nicht nur anschneiden und aufwerfen, sondern auch lösen, d. h. einer sachlich richtigen und daher dauernden, endgültigen Lösung entgegenführen wollen. Diese Bürger aber wissen, daß dazu eine geistige Arbeit, eine Anstrengung notwendig ist. Es gibt dafür keinen Ersatz, keine leichten Aufsätze, keine gefälligen Geschichten, keine schönen Helden, keine liebevollen Romane, keine Sensationen. Es gibt nur die ernsthafte, geistige Arbeit, sonst nichts. Wenn wir die Kundgebungen großer und anerkannter Staatsmänner über

die Friedensordnung lesen oder hören, dann graut uns, nicht weil wir uns gescheiter dünken als sie, sondern weil wir die Mängel ihrer Grundlagen mit den Händen greifen können. Ähnlich ergeht es uns mit der politischen und sozialpolitischen Betriebsamkeit in unserem Lande: die Oberflächlichkeit, welche da herrscht, wird nur noch durch die Überheblichkeit übertroffen, mit der man sich mit den angeblichen Lösungen wichtig macht. Wir sehen in dieser Beziehung ganz klar: wenn es nicht gelingt, diese Oberflächlichkeit zu überwinden und an deren Stelle die geistige Vertiefung zu setzen, dann kommt wieder neues Unheil über die Welt, über unser Land und über die andern Länder. Um das ganz klar zu erkennen, bedarf es keiner Sehergabe.

Also ist klar, was wir wollen. Wir müssen, unter bewußtem Verzicht auf leichte Gefälligkeit und zügige Aufmachung die schwere Arbeit der Aufklärung und Vertiefung verrichten. Wir müssen den Stock von Menschen, welche zugleich Bürger der Schweiz und Bürger Europas sind unermüdlich vergrößern.

1944

Die Jungen und die Alten

(Auszug)

«Die Alten werfen uns vor, daß sie in ihrer eigenen Jugend mit Feuer und Flamme für ihren Liberalismus oder für ihren Sozialismus gekämpft haben. Das mag richtig sein, ist aber kein Grund, daß wir uns für dieselben Ideen begeistern; denn die *Bewegungen zu Ende des letzten und zu Beginn dieses Jahrhunderts stehen nun fertig da*, und es gibt keine heißen Kämpfe mehr wie einst in den Anfängen. Was kann uns zum Beispiel der Freisinn noch bieten? Er hockt auf seiner Geldkiste und verteidigt diese wehleidig. Oder der Sozialismus? Ihm fehlt

das Feuer der Gründungszeit der Grütlianner. Es ist doch nicht jugendlich, wenn wir jemandem nachlaufen, der uns nicht zu begeistern vermag. Wenn wir andere Zustände herbeiführen wollen, so muß etwas tief umgepflügt werden in unserem Lande . . . »

In diesen — nur auszugsweise wiedergegebenen — Ausführungen ist eine Erkenntnis enthalten, welche den gewohnheitsmäßigen Politikern vollständig abgeht, obwohl sie den Schlüssel zum Verständnis der Entfremdung zwischen jung und alt liefert: die alten Fronten und Gegensätze haben sich überlebt; sie stimmen nicht mehr, sie sind durch die Entwicklung der letzten Jahrzehnte überholt. Nur muß man eine genaue Unterscheidung machen. Worüber streitet man heute noch wie vor fünfzig Jahren? Über Liberalismus, über Sozialismus, über eine christliche — lies: katholische — Gestaltung der Ordnung. Hinter diesen Bezeichnungen verbergen sich Ideen, welche unvergänglich sind: die Idee der Freiheit, die Idee der Gerechtigkeit. Aber nun wird gerade nicht um diese Ideen gekämpft, sondern um deren zeitbedingte und zudem völlig mißverständene Verwirklichung. Noch in der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts kämpft man um Irrtümer, welche schon zu dessen Beginn als solche zu erkennen waren. Was der Freisinn verteidigt, ist nicht die Ordnung der Freiheit, sondern die Ordnung der kapitalistisch verfälschten Unfreiheit, in welcher das Geld herrscht. Was der Sozialismus erkämpfen will, ist nicht die Gerechtigkeit, wie sie in Verbindung mit der Freiheit natürlich und organisch entstehen könnte, sondern eine Zwangswirtschaft mit neuer Ungerechtigkeit und neuer Unfreiheit. An die Stelle des hohen Zieles, das immer neu begriffen und neu gedacht werden muß, ist der Weg getreten, an die Stelle des Inhalts die Form. Darum sind die Fronten erstarrt und die

Kämpfe unfruchtbar geworden. Was wir heute haben, ist nicht die geistige Auseinandersetzung, sondern die politische Rechthaberei. Darin zeigt sich das Merkmal jeder Erstarrung; man hat keine Probleme mehr, weil man sich einbildet, sie gelöst zu haben und nichts mehr lernen zu müssen. Die Sozialisten brauchen nichts zu lernen; vor bald hundert Jahren hat ein einziger Mann das ganze künftige Programm der Menschheit in drei dicke Bücher eingefangen und die gelten jetzt, auch wenn man sie nicht einmal mehr liest. Und seit bald hundert Jahren ist die bürgerliche Ordnung so, wie sie ist, und da gibt es nichts zu lernen. Nehmen wir die einfachste Tagesfrage: die Teuerung. Das Problem ist nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch leicht lösbar. Aber unsere Politiker lösen es nicht, weil sie festgefahren sind und sich gar nicht vorstellen können, daß es eine Erkenntnis geben könnte, die sie nicht haben. Eine Erkenntnis, welche die Politiker nicht haben, ist immer ein Irrtum; sie wird erst dann zur Wahrheit, wenn eine Mehrheit sie anerkennt. Aber auch in diesem Falle wird sie nicht aus eigener geistiger Arbeit und eigener Überzeugung aufgenommen, sondern nur darum, weil man mit dieser Mehrheit wieder Machtpolitik treiben und obenauf kommen kann. Und nun haben die Jungen ganz recht. Sie sind gewiß klug genug, um einzusehen, wieviel Gutes und Unverlierbares in der Schweiz vorhanden ist; aber sie lehnen es ab, für erstarrte Formen eingespannt zu werden und eine Begeisterung vorzutauschen, die nicht aus dem Herzen kommt. Sie lehnen dies nicht auf Grund verstandesmäßiger Überlegungen ab; wie sollte man den Jungen zumuten, sich durch alle möglichen und unmöglichen Theorien durchzuarbeiten und eine Klarheit zu erlangen, welche die Alten selbst nicht besitzen? Aber sie ahnen, fühlen, daß ein Wider-

spruch zwischen dem äußern Lärm und Getriebe mit den erstarrten Formen und den entscheidenden Problemen unserer Gegenwart vorliegt. Und darum ist es richtig, wenn sie an die Kampfzeiten der Demokraten und Grütlianer erinnern; denn jene Kämpfe galten nicht erstarrten Formen und Machtpositionen, sondern einem hohen Ziel, zu dem gerade der Weg in geistiger Lebendigkeit gesucht werden mußte.

Frauenstimmrecht

(Bericht aus dem Nationalrat)

Die Verleihung des Stimmrechtes an die Frauen ist eine Selbstverständlichkeit, die uns nur deshalb nicht ganz selbstverständlich ist, weil wir noch in den alten Anschauungen befangen sind. Sie ist eine logisch-notwendige Auswirkung der Demokratie. Oder gehören die Frauen nicht zum Volk? Sie ist eine logisch-notwendige Folge der Menschenrechte. Es handelt sich gar nicht darum, ob die Frauen selber das Stimmrecht haben wollen oder nicht. Wenn nur eine einzige es will, soll sie es haben. Daß die Frage gerade in unserer Zeit aufgebracht wird, ist kein Zufall. Denn das Wirtschaftsleben zwingt die Frau zu einer Selbständigkeit, die früher unbekannt war. Übrigens: wieviele Männer wollen eigentlich das Stimmrecht? Es gibt bei jeder Abstimmung Tausende, welche sich gar nicht um ihre politischen Rechte kümmern. Sollen diese Tausende, die ihr Stimmrecht eigentlich wider Willen besitzen, für das ganze Volk maßgebend sein oder aber die andern, die ihr Recht verlangen? Also handelt es sich nicht darum, denjenigen Frauen, die es nicht wollen, ein Recht aufzudrängen, sondern es denjenigen als selbstverständliches Bürgerrecht zu geben, die es wünschen. 1929

Schule und Volkswirtschaft

Der Schulunterricht, von der ersten bis zur letzten Stufe, setzt sich zum Ziel, die Kinder zu tüchtigen Menschen heranzubilden. In bezug auf was sollen sie tüchtig sein? Man will sie zu charaktervollen Menschen erziehen; dazu dienen die gesinnungsbildenden Fächer, wie Religion, Geschichte, Literatur. Man will ihnen eine «allgemeine Bildung» auf den Lebensweg geben: Lesen, Schreiben, Naturkunde, Kenntnis des Vaterlandes und der ganzen Erde. Schließlich will man sie auch für das wirtschaftliche Leben ausbilden; man lehrt sie alle möglichen Arten des Rechnens, einige Sprachen, Buchhaltung und vielleicht auch Kurzschrift, Zeichnen und ähnliche Dinge. Man gibt ihnen die Grundlagen für ihren zukünftigen Beruf, den sie in einem Alter wählen sollen, in welchem sie — von ausgesprochenen Begabungen abgesehen — überhaupt keine Ahnung haben, was ein Beruf ist, welche wirtschaftlichen Möglichkeiten er ihnen bietet, welche Befriedigung sie durch ihn finden werden. Gewiß ersetzt die Beratung durch Eltern, Lehrer und Berufsberater diese Unkenntnis teilweise; aber wie mancher Mensch entdeckt den ihm entsprechenden Beruf erst dann, wenn er im Geleise eines andern festgefahren ist?

Es fehlt also nicht am Bestreben, den jungen Menschen eine Grundlage für ihr späteres Wirtschaftsleben zu geben. In den oberen Stufen wird die allgemeine Bildung durch besondere Fächer ergänzt. Es gibt ein volkswirtschaftliches Bildungswesen, das mehr oder weniger allen jungen Menschen zugänglich ist: die eigentliche Berufslehre, das Studium, die Ergänzung durch Fachschulen, kaufmännische Schulen usw. Wer sich aber seines eigenen «Eintrittes in das Wirtschaftsleben» erinnert oder den Le-

bensgang der jungen Menschen verfolgt, der entdeckt immer wieder denselben Riß: man hat dem heranwachsenden Kinde alle möglichen schönen Dinge mitgegeben, mit denen es «im Leben» wenig oder nichts anfangen kann; man hat ihm aber eine entscheidende Kenntnis nicht mitgegeben: die Kenntnis der volkswirtschaftlichen Zusammenhänge. Der Mensch, der ins Erwerbsleben eintritt und sich durch seine Arbeit die materielle Grundlage seines ganzen Lebens verschaffen soll, steht trotz aller Ausbildung und Schulung hilflos und verloren da. Er muß die wichtigsten Dinge erst noch lernen, manchmal unter Bezahlung eines sehr teuren Lehrgeldes. Es ist immerhin ein Beweis für die geistige Beweglichkeit der Jugend und — es soll anerkannt sein — den Gehalt der Schulausbildung, daß sich die meisten ordentlich zurechtfinden. Eine gewisse Tragik bleibt aber immer bestehen: wir bilden unsere Kinder für die Gesamtheit ihres ganzen Lebens aus, wir geben ihnen nicht nur Kenntnisse, sondern auch Ideale, Lebensziele, Grundsätze; das Wirtschaftsleben aber, das ihrer wartet, beansprucht einseitig alle ihre Kräfte und läßt das Übrige — eben das Ideal, das hohe Lebensziel, all das «Nichtwirtschaftliche», das dem Leben erst die Vollendung gibt — in den Hintergrund treten. Immer wieder erlebt man dieselbe Erschütterung: wie junge, zukunftsgläubige, hoffnungsfrohe Menschen nach einigen Jahren Wirtschaftsleben zu geistigen und oft auch körperlichen Ruinen werden, wie die Erwerbsarbeit sie derart beansprucht, daß sie für anderes keine Zeit und keine Kraft mehr haben, wie sie sich mit der Wirtschaft herumschlagen, wie ihnen der wirtschaftliche Erfolg, noch mehr aber der wirtschaftliche Mißerfolg alles andere zerschlägt.

Man jammert über die Gleichgültigkeit der Jugend gegenüber dem öffentlichen Le-

ben, der Politik. Man könnte mit gleichem Rechte darüber jammern, daß es so leicht ist, jungen — und alten! — Menschen die unglaublichsten Dinge über das Wirtschaftsleben aufzubinden. Sie sind jeder «Lehre» wehrlos ausgeliefert. Warum zieht der Sportbetrieb die Jungen so mächtig an? Es ist nicht nur das Spiel, der Kampf und die Möglichkeit, einen Ehrgeiz zu befriedigen oder sich zu begeistern. Es ist noch etwas anderes: beim Sport ist der junge Mensch nicht auf eine Autorität angewiesen: er kennt das Spiel und die Regeln, kann selber urteilen und steht nicht einem Widerstreit der Meinungen ratlos gegenüber. Man kann sich begeistern für das, was man kennt, nicht aber für das, was ein anderer behauptet. Der Sport ist positiv, klar, sozusagen greifbar. Er ist verständlich. Das politische Leben ist aber unverständlich, ungreifbar, ohne erkennbare Regel; es verweist den jungen Menschen auf Schlagwörter und auf die Autorität der Parteien. Im Sport ist der junge Mensch — auch als bloßer Zuschauer — vollwertiger Teilnehmer und braucht sich sein Urteil nicht von einer anerkannten Größe bestätigen zu lassen; in der Politik aber ist er immer der Lehrling, der unreife Schüler, der keine Erfahrung hat und «es» noch nicht versteht. Es ist bezeichnend, daß man die jungen Bur-schen und Mädchen fast mit Gewalt zu den gutgemeinten Jungbürgerfeiern treiben muß. Warum gehen sie nicht voller Begeisterung selber hin? Weil es ihnen widersteht, sich die Schlagwörter und politischen Ideale der Alten vorpredigen und wie politische Konfirmanden behandeln zu lassen.

Politik aber ist Wirtschaft. Die «reine» Politik, bei welcher es sich um geistige Dinge — Gewissensfreiheit, Volksrecht usw. — handelt, bildet die Ausnahme. Die Regel ist die Bestimmung der Politik durch die Wirtschaft, durch ganz bestimmte wirtschaft-

liche Meinungen, Vorteile, Rechte und Absichten. Welche Grundlagen geben wir nun dem jungen Menschen, um sich im Wirrwarr der wirtschaftspolitischen Meinungen ein eigenes Urteil zu bilden? Welche Grundlagen geben wir ihm, um ihn — ganz unabhängig von jeder Politik — instand zu setzen, wenigstens sein eigenes wirtschaftliches Schicksal im Rahmen des ganzen wirtschaftlichen Geschehens zu begreifen? «Die Krise» wirft den jungen Kaufmann auf die Straße; die ganze Weisheit von Handelslehre, Warenkunde, Buchhaltung und vier Sprachen hat ihm nicht einen einzigen Satz gegeben, welcher ihm erklären würde, warum er arbeitslos geworden ist. Sucht er die Erklärung bei den Autoritäten, was ihm an sich schon wenig zusagt, dann findet er sich im Widerstreit der Meinungen nicht zu recht und endet, wenn er von seinem Bemühen nicht abläßt, unfehlbar im Irrenhaus. Wie soll er aber zu den grundlegenden Fragen der Wirtschaftspolitik Stellung nehmen können, wenn er nicht einmal dazu angeleitet ist, sein eigenes wirtschaftliches Los zu verstehen? Das ist nur ein Beispiel. Man könnte es durch den Hinweis auf die Hochschulen vermehren. Daß die jungen Studenten der Nationalökonomie nicht verrückt werden, wenn ihnen jeder Professor das Gegenteil des andern als unfehlbare Wissenschaft vorträgt, ist der stärkste Beweis für die unverwüstliche Lebenskraft der Jugend.

Fangen wir ganz unten an. Der junge Schweizer, der in einigen Jahren die Rekrutenprüfung bestehen und das Stimmrecht ausüben wird, kennt alle wichtigen Tage der Schweizer- und Weltgeschichte, alle Flüsse und Ströme der Welt, alle Regeln des Rechnens, Zinsrechnungen inbegriffen; aber er weiß nicht einmal, was ein Schweizerfranken ist! Nein, er weiß es nicht; der Lehrer weiß es übrigens — Ausnahmen vor-

behalten — auch nicht. Denn daß man mit der gewöhnlichen Umschreibung eines Frankens — ein von der eidgenössischen Münzanstalt geprägtes Stück Metall mit einem bestimmten «Nennwert», welcher die «Währungseinheit» bildet — noch nicht einmal das Wesen des Geldes berührt, geschweige denn erklärt hat, dürfte unbestritten sein. Die Tage der Weltgeschichte, die Ströme Afrikas und die Regeln des pythagoräischen Lehrsatzes begleiten den Schweizer nicht sein Leben lang; aber der Franken begleitet ihn unerbittlich von der Wiege bis zum Grabe; er begleitet ihn erst recht, wenn er ihn nicht besitzt! Was aber ist dieser Franken, dieser unzertrennliche Gefährte jedes Schweizers und jeder Schweizerin? Worin besteht sein «Wesen»? Welchem wirtschaftlichen Gesetz untersteht er? Er sei das Maß aller wirtschaftlichen Güter, sagt man. Gut, einverstanden; aber welcher Lehrer unternimmt es, seinen Schülern dieses Maß zu erklären? Beim Meter, beim Kilogramm, beim Liter, beim Grad Celsius oder Réaumur, bei jedem andern Maß kann er das so tun, daß es der Schüler versteht; aber beim wichtigsten aller Maße, beim Franken, versagt das ganze Seminar samt allen Semestern an der Universität. Ist es nicht höchst sonderbar, daß wir die jungen Menschen dem Wirtschaftsleben ausliefern, ohne ihnen auch nur zu erklären, was der Franken ist, womit sie sich nun das ganze Leben befassen müssen?

Greifen wir ein anderes Beispiel heraus: den Zins. Wie gut lernen unsere Schüler das Zinsrechnen; am Examen steht der gerissenste Bankdirektor wie ein Schulknabe da. Mündlich und schriftlich wird jede Zinsrechnung gelöst. Aber was ist damit über das «Wesen» des Zinses gesagt, über seine volkswirtschaftliche und allgemein menschliche Bedeutung? Von seiner ethischen Grundlage gar nicht zu reden, da dies

eigentlich nicht Sache der Lehrer, sondern der vom Christentum nicht abgefallenen Pfarrer wäre. Der junge Mensch tritt ins Wirtschaftsleben hinaus, ohne auch nur zu ahnen, was der Zins ist. Und doch begleitet ihn der Zins, wie der Franken, sein ganzes Leben lang; er begleitet ihn, wenn er ihn erhält, und er begleitet ihn noch viel eindrucksvoller und unerbittlicher, wenn er ihn nicht erhält, sondern bezahlen muß, Jahr um Jahr, sein ganzes Leben lang.

Weiter. Wir haben Aus- und Fortbildungseinrichtungen jeder denkbaren Art. Wir geben dem jungen Menschen «alles» mit, was ihn auch wirtschaftlich zum «tüchtigen» Menschen machen kann. Wir haben Vermittlungsstellen für Lehrlinge, für Arbeiter, für Kaufleute, für Saaltöchter, für alle möglichen Berufe. Wir haben — zur wirtschaftlichen Sicherung — Krankenkassen, Arbeitslosenkassen, Kreditgenossenschaften und was sich dergleichen denken läßt. Aber wie steht es mit der Kenntnis des gesamten wirtschaftlichen Zusammenhanges, in den wir die jungen Menschen hineinstellen? Er bekommt eine Stelle, er macht sich durch Übernahme eines Geschäftes selbständig. Er arbeitet, er hält seine Buchhaltung in Ordnung, wie er es gelernt hat, er läßt sich nichts zuschulden kommen. Auf einmal geht es nicht mehr. Er verliert seine Stelle, er hinterschlügt mit seinem Geschäft, er kommt trotz aller Arbeit nicht mehr aus den Schulden heraus. Was ist geschehen? Die Sache ist ganz einfach: das wirtschaftliche Einzelschicksal des jungen Menschen ist untrennbar mit dem wirtschaftlichen Gesamtschicksal verbunden, auf Leben und Sterben. Plötzlich greifen fremde, finstere Kräfte in seine Arbeit, in sein Geschäft, in seinen Beruf hinein. Sie zerstören ihm alles; sie erdrücken ihn unter Sorgen, die er vorher nicht gekannt hat. Wer aber erklärt ihm diesen Zusammen-

hang, diese Schicksalsverbundenheit? Vielleicht tritt hier «die Politik», um die er sich nie gekümmert hat, in sein Leben: er sucht Schutz bei der Gewerkschaft, beim Berufsverband, bei einer politischen Partei. Aber versteht er nun mehr von diesem Zusammenhang? Er wird «Standespolitiker» und verfißt den bekannten Satz: wenn es dem Bauern, dem Spengler, dem Schneider, dem Angestellten gut geht, geht es allen gut. Also sorgen wir für den Bauern, den Schneider, den Angestellten; schicken wir unseren Sekretär ins Bundeshaus, unsern Präsidenten in den Nationalrat. Aber dann entdeckt er, daß das nichts hilft. Es geht dem Bauern, dem Schneider, dem Angestellten, dem Arbeiter nicht besser. Wo steckt der Fehler? Wo liegt die geheimnisvolle Verkettung von Ursache und Wirkung?

Inflation und Deflation entscheiden im wörtlichsten Sinne über das wirtschaftliche Wohl- und Wehfinden aller Menschen aller Berufe. Welche Schule entläßt die jungen Menschen mit einer genauen Kenntnis dieser Erscheinungen, aus denen schlußendlich Krieg und Frieden entsteht, je nachdem, ob sie eintreten oder nicht eintreten? Welche Schule entläßt ihre Schüler mit einer klaren Vorstellung über die Grundlagen und bestimmenden Kräfte des internationalen Verkehrs, des Handels von Staat zu Staat? Gewiß, man macht in den kaufmännischen Schulen die wunderbarsten Wechselkurs-Rechnungen; man kennt die «Währungen» aller Staaten und redet auch von der Goldwährung; aber plötzlich werfen die Tatsachen die ganze Weisheit der Schulbücher über den Haufen und es stimmt überhaupt nichts mehr. Mit der Feststellung, daß man in der Schweiz mit Franken und in England mit Pfund rechnet, ist nichts erklärt. Und doch sollte der Schweizer, der über die Landesgrenzen hinaus Handel treiben will, die Kräfte kennen

lernen, welche einen so entscheidenden Einfluß auf seine Guthaben oder Schulden haben. Noch mehr: er sollte, wie auch der Schweizer im Inland, die wirtschaftliche Entwicklung voraussehen können, damit er sich rechtzeitig vorsehen kann. Heute ist jeder Mensch mit seinem wirtschaftlichen Dasein wie ein armseliger Seefahrer auf unberechenbarem Meere; er weiß nie, ob ihn die Wellen zerschellen lassen. Die vollständigste Unsicherheit ist seit zwei, drei Jahrzehnten das einzige stets gleichbleibende Merkmal unseres wirtschaftlichen Daseins. Aber von allen diesen Dingen lernt man nichts in der Schule, und darum ist es auch möglich, die unsinnigsten «Erklärungen» in die Köpfe der geistig wehrlosen Menschen zu pflanzen und aus ihnen politische Bollwerke zum Schutze bestehender Vorrechte und Vorteile zu machen.

Auf keinem Gebiete des Lebens sind die Menschen derart widerstandslos allen Widersprüchen ausgesetzt wie auf demjenigen der Volkswirtschaft; auf keinem sind sie so schlecht gerüstet und vorbereitet. Und doch ist kein Gebiet für das körperliche und geistige Dasein des Menschen und der ganzen menschlichen Gemeinschaft so entscheidend wie dasjenige der Wirtschaft.

Hier klafft die entscheidende Lücke in unserem ganzen Schulbetrieb. Er vermittelt den jungen Menschen in möglichst unanstößiger Form ausgewählte Einzeldinge der Wirtschaft, berufliches Kleinzeug, das sich später gut verwenden läßt. Aber er vermittelt ihnen keinen Gesamtbegriff der Wirtschaft, keine Erkenntnis ihrer wichtigsten Kräfte, keinen Überblick über ihren großen

und untrennbaren Zusammenhang. Aber wie anders wäre nur der Geschichtsunterricht, wenn der Lehrer selbst diese Zusammenhänge kennen würde! Welch anderes Bild ergibt der schweizerische Bauernkrieg, wenn man nur eine Ahnung von der Schuldenaufwertung durch Deflation hat! Welch unerhörter Reichtum liegt in der französischen Revolution, wenn man sie nicht nur politisch, sondern vor allem «wirtschaftlich» betrachtet und versteht! Vom Verständnis der Gegenwart gar nicht zu reden.

Aber nun kommt die Schwierigkeit. Wie soll der Lehrer solchen Unterricht erteilen, wenn er selber die notwendigen Kenntnisse nicht hat, wenn auch er ein Opfer unserer Schulbildung ist, welche gerade das Wesentliche der Wirtschaft unterschlägt? Und wo soll sich der Lehrer diese Kenntnisse nachträglich holen?

Kein Seminar, keine Hochschule gibt ihm das, was er sucht, wenn er verstanden hat, was hier gemeint ist. Und zudem ist er ja in seinem Unterricht gar nicht frei; der Lehrplan bindet ihn, aber noch viel mehr bindet ihn der Herr Schulinspektor, der ganz bestimmt kein politischer oder volkswirtschaftlicher Außenseiter ist; denn sonst wäre er gar nicht Schulinspektor.

Aber es liegt mir heute gar nicht daran, eine Wegleitung für Lehrer zu geben und ihnen zu sagen, wie und wo man sich die Lücken der volkswirtschaftlichen Bildung ausfüllen kann. Ich will diesmal nur das Problem aufzeigen, ein Problem, das schon jeden nachdenklichen Lehrer und Erzieher gequält hat, ein Problem, das aber gelöst werden muß und gelöst werden kann.

1941

Fröhliche Wissenschaft

Auf der Höhenstraße

Als der Fremdling, der das Land der höchsten Vernunft besuchte, mit seinem Begleiter das Ende der Höhenstraße auf dem Berge erreicht hatte, blieb er erstaunt stehen: denn er sah das Standbild der Gerechtigkeit. Hoch über dem ganzen Lande thronte die Göttin, die Augen verbunden, in der Linken die Waage des Rechtes, in der rechten das Schwert, tröstlich und drohend zugleich. Der Fremdling sagte: ich sehe, daß ihr ein Volk des Rechtes seid, und das stimmt mich freudig; denn das Recht ist die Grundlage jeglicher Gemeinschaft. Es trägt auf seinem Rücken die Gesittung, die Freiheit und alle hohen Gedanken des Menschentums. Ein Volk ohne Recht ist ein Volk ohne Zucht und ohne Zukunft.

Da führte der Begleiter den Fremdling hinunter in das Gerichtshaus des Jahres 1935, wo eine Verhandlung stattfand. Auf edel geschnitzten Stühlen saßen die Richter, zuoberst ihr Obmann, und an den Schranken standen die Gläubiger und die Schuldner. Die beiden Besucher hörten stillschweigend zu.

Der Gläubiger klagte: vor fünf Jahren habe ich dem Schuldner zehntausend Franken geliehen, zu 5 Prozent Zins, rückzahlbar in diesem Jahr. Hier ist der Schuldschein. Ich habe den Schuldner rechtzeitig zur Rückzahlung aufgefordert; aber jetzt weigert er sich, die 10 000 Fr. zu bezahlen. Er verlangt von mir, daß ich mit 7500 Fr. zufrieden sei. Ich bitte euch, mir mein Recht zu sprechen.

Der Schuldner antwortete: vor fünf Jahren hat mir der Kläger 10 000 Franken geliehen; das bin ich kanntlich. Ich habe ihm jedes Jahr 5 Prozent Zins bezahlt; das ist er kanntlich. Aber ich weigere mich, ihm heute 10 000 Franken zurückzuzahlen; denn

das ist nicht recht. Als er mir das Darlehen gab, hatte es den Wert von 10 Kühen, von 100 Schafen, von 80 guten Kleidern. Es hatte den Wert von der Hälfte meines kleinen Hauses. Ich habe mit seinem Gelde Vieh und Wagen gekauft, die ich brauchte. Ich bin verpflichtet, ihm soviel Geld zurückzugeben, als zum Kauf derselben Dinge notwendig sind. Ich anerkenne sein Recht, daß er durch meine Rückzahlung nicht ärmer werden soll, als er damals war, aber ich anerkenne nicht, daß er heute reicher werden soll, als er damals war. Wenn ihr mich verurteilt, so wird er reicher; denn heute erhält er für sein Geld 12 Kühe, 120 Schafe oder 96 gute Kleider; heute sind zehntausend Franken drei Viertel vom Wert meines kleinen Hauses. Wie das gekommen ist, weiß ich nicht. Ich habe in den letzten Jahren mehr arbeiten und mehr verkaufen müssen, um den Zins aufzubringen. Schon das war nicht recht. Er soll erhalten, was ihm gebührt, was er mir damals gegeben hat, nicht weniger, aber auch nicht mehr.

Der Obmann sagte: Es ist wahr, daß sich in diesen fünf Jahren alles verändert hat. Was man mit dem Gelde kaufen kann, ist billiger geworden. Aber das berührt das Recht nicht. Hier liegt der Schuldschein. Und im Gesetz steht geschrieben: Geldschulden sind in Landesmünze zu bezahlen. Als Landesmünze gilt nach allgemeiner Auslegung auch die Banknote. Daher ist der Schuldner verurteilt, dem Kläger 10 000 Franken in Landeswährung zu bezahlen.

Da schrie der Schuldner auf: das ist nicht recht! Aber der Obmann schloß die Verhandlung, und die Richter erhoben sich von ihren Stühlen. Der Fremdling schüttelte den Kopf und verließ das Haus.

Darnach führte der Begleiter den Fremdling in das Gerichtshaus des Jahres 1940, wo eine Verhandlung stattfand. Wieder

standen Gläubiger und Schuldner vor den Schranken, und die Besucher hörten stillschweigend zu.

Der Gläubiger klagte: vor fünf Jahren habe ich, obwohl damals eine unsichere Zeit war, dem Schuldner 10 000 Franken geliehen, zu 5 Prozent Zins, rückzahlbar in diesem Jahr. Das war der Wert von 12 Kühen, 120 Schafen oder 96 guten Kleidern. Statt das Geld ihm zu geben, hätte ich diese Dinge dafür kaufen können. Ich anerkenne, daß der Schuldner den Zins richtig bezahlt hat. Aber heute will er mir bloß 10 000 Franken zurückgeben, und das ist nicht recht. Denn heute sind 10 000 Franken nur 10 Kühe, 100 Schafe oder 80 gute Kleider. Heute kann ich mit ihnen nicht mehr zwei Jahre, sondern nur noch ein Jahr und sieben Monate leben. Wie das gekommen ist, weiß ich auch nicht. Ich will durch die Rückzahlung nicht reicher werden, als ich damals war; aber ich will auch nicht ärmer werden. Ich will erhalten, was mir gebührt, nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Der Schuldner antwortete: vor fünf Jahren hat mir der Kläger 10 000 Franken geliehen; hier ist der Schuldschein. Ich habe den Zins redlich bezahlt; das ist er kanntlich. Und heute bezahle ich ihm die ganze Schuld nach dem Schuldschein. Mehr kann er nicht verlangen. Ich bitte euch, mir mein Recht zu geben.

Der Obmann sagte: Was der Kläger vorbringt, ist richtig. Denn in diesen fünf Jahren hat sich alles verändert. Was man mit dem Geld kaufen kann, ist teurer geworden. Die Dinge sind mehr, das Geld weniger wert. Aber das berührt das Recht nicht. Der Schuldschein ist klar. Und im Gesetz steht geschrieben: Geldschulden sind in Landesmünze zu bezahlen. Nach allgemeiner Auslegung gelten auch Banknoten als Landesmünze. Der Schuldner kann sich mit 10 000

Franken von seiner Schuld befreien; einen weiteren Anspruch hat der Kläger nicht, und daher ist seine Mehrforderung abgewiesen.

Da schrie der Gläubiger auf: das ist nicht recht! Das ist ein Betrug, welcher die vernünftige und sinngemäße Erfüllung des Vertrages verfälscht. Aber der Obmann schloß die Verhandlung, und die Richter erhoben sich von ihren Stühlen. Der Fremdling schüttelte den Kopf und verließ das Haus.

Nachdenklich schritt er wieder die Höhenstraße empor, und der Begleiter folgte ihm. Nach langem Schweigen sagte der Fremdling: ich habe mich getäuscht. Ich sehe, daß ihr kein Volk des Rechtes seid. Zweimal hast du mir das Volk gezeigt, das beim Richter sein Recht sucht, und zweimal erging das Urteil wider das Recht. Denn wie kann man nur zweifeln? Im Gerichtshaus des Jahres 1935 war der Schuldner betrogen, in demjenigen des Jahres 1940 der Gläubiger. Schlägt denn euren Richtern nicht das Gewissen, wenn sie nach der Form der Verträge richten und nicht nach dem Inhalt? Sehen sie denn nicht, daß sich ein Drittes zwischen Gläubiger und Schuldner gestellt hat, welches den Inhalt des Vertrages verfälscht? Wie sollt ihr Recht sprechen in den Dingen der Wirtschaft, wenn ihr nicht einmal ein Maß habt, um sie zu messen, ein Maß, das unveränderlich ist? Lehrt man in euren Hochschulen nicht, daß ein bleibendes Maß die Grundlage aller Verträge ist? Und sehen eure Staatsmänner nicht ein, daß solches Recht weder die Gesittung noch die Freiheit noch alle hohen Gedanken des Menschentums tragen kann.

Der Begleiter schwieg. Als sie in der Dämmerung das Ende der Höhenstraße auf dem Berge erreicht hatten, wehten von den Gletschern her kalte, unheilvolle Winde, und das Standbild der Gerechtigkeit lag zerbrochen am Boden.

19. Nov. 1940

Zurück zur alten Gemütlichkeit

Professor Dr. R. heißt der sympathische Mann, dem in Zürich «ein großes Auditorium» dafür dankte, daß er in einem Vortrag über den Widerstreit der Interessen in der Volkswirtschaft es wagte, diese «heikle Angelegenheit» frisch und fröhlich anzupacken und der verzweifelten Menschheit endlich das Mittel zu verraten, das ihr aus allen Nöten helfen wird. Es ist ebenso einfach wie billig und lautet: «Stellen wir einen Teil der alten Gemütlichkeit wieder her!»

Ach ja, die alte Gemütlichkeit! Wie ungemütlich ist die Welt geworden. Da hatten wir schon vorher alle denkbaren Scherereien von wegen der Krise, und jetzt zerstören Krieg, Teuerung und Mangel noch den letzten Rest von Gemütlichkeit. Da hatten es die alten Eidgenossen doch schöner, wie wir aus Schillers Tell wissen: unten am See wartete der Fischer stillvergnügt, bis ein alter Hecht in sein Garn ging oder eine kleine Aufregung sein Dasein unterbrach, weil ein politischer Flüchtling sich vor einem lüsternten Landvogt retten wollte; auf halber Höhe jodelte der Senn den ganzen Tag und freute sich, daß er die Butter nicht auf dem Kriegswirtschaftsamt anmelden mußte, und ganz zuoberst kletterte der Jäger in den Felsen herum, schoß Gamsböcke und kümmerte sich nicht im geringsten um fleischlose Tage. Begreiflich, daß man bei solch gemütlichem Leben nach Abwechslung suchte und heimlich Landsgemeinden veranstaltete.

Warum ist die schöne Zeit verschwunden? Herr R. sagt sich ganz richtig: gerade das müssen wir zuerst ergründen; denn wenn wir die Ursachen kennen, werden wir bestimmt auch das Heilmittel finden. Man könnte nun meinen: wer die Ursachen einer

volkswirtschaftlichen Erscheinung ergründen will, der befaßt sich mit volkswirtschaftlichen Zusammenhängen. Aber das ist falsch. Wir haben früher einmal einen strebsamen Mann kennengelernt, welcher den Zins ergründen wollte; zu diesem Zwecke sprach er von Bakterien und geheimnisvollen Zellen. Tatsächlich scheint die Naturwissenschaft zur Erklärung wirtschaftlicher Vorgänge unentbehrlich zu sein; denn auch Herr R. spricht von einem «gefährlichen Bazillus, der die Herzen verhärtet und die Köpfe dumm macht». Aber hier zeigt sich ein wesentlicher Unterschied: dieser Bazillus, der auf die Köpfe und Herzen der Menschen wirkt, ist nicht durch die Naturlehre, sondern durch eine Art volkswirtschaftlicher — Musiklehre zu ergründen. Sein eigentlicher Name lautet nämlich Disharmonie und seine — des Bazillus — Entstehung liegt darin, daß die «liberale Harmonielehre» versagt hat. Jetzt kommen wir nach: wenn die Harmonielehre falsch ist, dann ist natürlich auch die Wirtschaftsordnung, welche man auf sie gründet, falsch beziehungsweise disharmonisch und von Bazillen durchsetzt.

Aber worin liegt das Wesen dieses disharmonischen Bazillus, welches die Herzen verhärtet und die Köpfe dumm macht? Das ist ganz einfach. Auch im wirtschaftlichen Menschen wohnen, wie Goethe das schmerzlich festgestellt hat, zwei Seelen: eine Produzentenseele und eine Konsumenten-seele. Die liberale Harmonielehre hat gemeint, diese beiden Seelen würden, friedlich vereinigt, ihren Weg gemeinsam gehen. Aber oha! Der Produzent nämlich möchte, daß die Ware, die gerade er zu verkaufen hat, möglichst knapp auf dem Markte erscheint, damit er einen möglichst hohen Preis verlangen kann; am liebsten möchte er natürlich, daß er allein diese Ware herstellen und verkaufen könnte. Aber der

Konsument will dummerweise das Gegenteil: die Waren, die er kaufen muß, sollten in möglichst großer Menge angeboten werden, damit sie möglichst billig zu haben sind. So entsteht die Disharmonie «zwischen dem einzelnen Produzenten-Interesse und dem Gesamt-Interesse», und das führt zu den ungemütlichsten Dingen, weil der freie Wettbewerb, auf den sich die liberale Musik- beziehungsweise Harmonielehre verlassen hatte, nicht richtig spielt. Das heißt: eigentlich berührt das die Wirtschaft selbst noch nicht. Vorerst kommen die Herzen der Menschen, welche verhärtet, und deren Köpfe, welche verdummt werden, dran, und erst aus dieser Herzenshärte beziehungsweise Dummheit entstehen dann die erwähnten, ungemütlichen Dinge. Womit erwiesen ist, daß die Wirtschaft an sich in Ordnung wäre, wenn die Menschen nicht so dumm beziehungsweise verhärtet wären, sie ständig durch ihren disharmonischen Bazillus in Unordnung zu bringen.

Nachdem durch strenge Anwendung der Musiklehre der bacillus cordialis sive cerebialis einwandfrei festgestellt ist, kann über Mittel und Möglichkeit, dieses verhängnisvolle Vieh der Volkswirtschaft gründlich auszurotten, kein Zweifel bestehen. Wer nun aber meint, daß hier volkswirtschaftliche Erwägungen Platz zu greifen hätten, der irrt wiederum. Denn richtig betrachtet ist der erwähnte Bazillus ein Teufel, ein Dämon, ein böser Geist, der in den Herzen beziehungsweise Köpfen der Menschen (Volkswirtschaftsprofessoren ausgenommen) sitzt. Er muß ausgetrieben werden durch unaufhörliche Beschwörungen, und das ist bekanntlich Sache der Theologie. Also wird der Volkswirtschaftler zum Prediger. Eigentlich sollte er sich an den Verstand seiner Mitmenschen wenden und ihnen sagen: Sie Produzent und Schiff der Wüste, Ihre Bemühungen, möglichst viel zu

verkaufen, sind falsch und schaden Ihnen selber; in Ihrem eigenen Interesse sollten Sie möglichst wenig verkaufen! Aber das zieht bekanntlich nicht; wann war die Mahnung, den Verstand zu gebrauchen, jemals erfolgreich? Also wendet sich Herr R., unser Prediger, an das Herz, an das Gewissen, um jene «Bereitschaft zur entsagenden Unterordnung unter die «Allgemein-Interessen» zu erwecken, welche der normale Mensch trotz allem zu haben pflegt. «Eine Frage der Moral» läßt sich nun einmal nicht anders lösen, wobei wir zustimmend nicken und voller Ehrfurcht die verschlungenen Pfade dieser Volkswirtschaft-Wissenschaft bewundern: aus der liberalen Musiklehre entsteht der Bazillus der Disharmonie, und dieser ist nichts anderes als eine Frage der Moral.

Als guter Prediger weiß Herr R., daß bloße Ermahnungen bei der anerkannten Bosheit der Menschen nicht viel fruchtet. Einige kleine Drohungen, einige Anspielungen auf eine allfällig zu erwartende Hölle helfen wohlthuend nach. Und wie reich ist die Volkswirtschaft an drohenden Höllen! Da ist der gewaltige Wissenschaftsstaat, der zu Sonder-Interessen mißbraucht wird, wenn die Menschen nicht endlich die richtige volkswirtschaftliche Moral annehmen und möglichst wenig verkaufen. Dort droht die Hölle des Kollektivismus; ein Blick nach Moskau genügt, um uns schauern zu lassen.

Merkwürdigerweise empfindet Herr R. das Bedürfnis, einem Gegner zu widerlegen, der im großen und dankbaren Auditorium gar nicht vorhanden war. Es sieht aus wie ein ganz leiser Zweifel, ob die Sache mit dem unmoralischen Bazillus auch richtig sei. Denn plötzlich taucht die Währungsfrage auf. Stehen sich wirklich Produzenten und Konsumenten gegenüber? Herr Duttweiler meint das auch, und sogar die Kon-

sumvereine sind hier mit ihm einig. Wie aber steht es, wenn wir statt Produzenten und Konsumenten — deutscher und besser — Verkäufer und Käufer sagen und dabei feststellen, daß wir alle zusammen beides sind? Oder stimmt das nicht? Wir alle sind Verkäufer: von Waren, von körperlichen oder geistigen Leistungen. Und wir alle sind Käufer: von Waren und Leistungen unserer Mitmenschen. Die beiden wirtschaftlichen Betätigungen lassen sich gar nicht trennen; kein Mensch ist nur Verkäufer, und kein Mensch ist nur Käufer; jeder ist beides. Und wie sieht «die heikle Angelegenheit» nun aus? Man müßte nur die Gesetzmäßigkeit des Verkaufens und Kaufens ergründen oder mit andern Worten: das Gesetz der Preisbildung und ihrer Störungen. Dann haben wir den ganzen Zauber: bald Deflation, bald Inflation; bald Stillstand der Wirtschaft, wobei man den «Produzenten» nicht anpredigen muß, er solle möglichst wenig verkaufen, weil er dies — allerdings höchst unfreiwillig — bereits tut; bald steigende Preise, wo die Käufer den Waren nachspringen, als gelte es, ein Sportabzeichen zu holen. Freilich käme man dabei nicht um die Notwendigkeit herum, vom Gelde, von der Währung zu reden; denn Herr R. sagt ganz richtig: «irgendwo muß der Fuchs zum Loch hinaus». Aber gerade von diesem Fuchs will er nichts wissen; in weitem Bogen umgeht er den gefährlichen Fuchsbau der Währungsfrage und gibt sich mit umso größerer Liebe seiner eigentlichen Berufung, dem volkswirtschaftlichen Predigtamt hin.

Und da kommt nun eben das eingangs erwähnte Heilmittel. Unsere ganze Wirtschaft ist zu vielgestaltig, zu verworren, zu unübersichtlich geworden. Da kennt sich ja überhaupt niemand mehr aus. Da gibt es nur noch eins: «eine gewisse Rückbildung» ist notwendig. Zurück zur Selbstversor-

gung! ruft uns der Genfer Stadtbewohner Professor R. zu. Fort mit den Fabriken, zurück zum alten, bescheidenen Handwerk. Nicht stets mehr und mehr herstellen, mehr und mehr verkaufen wollen. Im Gegenteil weniger, viel weniger. «Der Pflanzengarten hinter dem Hause wird Wunder tun!» Jawohl, der Pflanzengarten! Jeder sein eigener Pflanzgärtner, jeder Selbstversorger, jeder sein eigener Schuster, sein eigener Metzger, pardon: sein eigener Fleischversorger, sein eigener Lehrer, sein eigener Tramführer, sein eigener Sargschreiner. Zurück zur alten Einfachheit und Gemütlichkeit! «Stellen wir einen Teil der alten Gemütlichkeit wieder her!» Was brauchen die Arbeiter in den Fabriken zu kaufen; was nützen die unzähligen Beamten und Angestellten! Zurück in die einfache, gemütliche Wirtschaft! Unten am See sollen sie fischen; oben sollen sie Selbstversorgungs-Butter herstellen und dem Bundeshaus zujodeln: blas mir das Alphorn noch einmal! Und in den Felsen sollen sie Gamsböcke schießen, mit dem Pfeil und Bogen natürlich; denn Pulverfabriken sind ohnedies ungemütlich. Und Herrn R. sollen sie zum Ehrenpräsidenten der gemütlichen Wirtschaft machen.

Ich bin mit dieser Rückkehr zur alten Gemütlichkeit durchaus einverstanden unter einer Bedingung: daß der Anfang mit den Sachverständigen der Volkswirtschaft gemacht werde. Sie sollen zuerst im «Pflanzengarten hinter dem Hause» verschwinden, uns die gemütliche Wirtschaft vormachen und sich mit Rüben, Kartoffeln und Kaninchen «selbst versorgen». Dabei werden sie wahre Wunder erleben; denn wer hat Aussichten, größere Kartoffeln zu erhalten als sie?

1943

Der Tatzelwurm

Es ärgert mich sehr, daß mir die Berliner mit dem Tatzelwurm zuvorgekommen sind. Ich beschäftigte mich nämlich schon seit langer Zeit mit diesem geheimnisvollen Alpentier und hatte im Sinne, die Öffentlichkeit gelegentlich mit dem Ergebnis meiner Studien zu überraschen. Vorher wollte ich noch einige Untersuchungen im Berner Oberland vornehmen, weil ich Grund zur Annahme hatte, daß sich gerade dort ein Tatzelwurm herumtreiben müsse. Leider komme ich zu spät. Ein Berliner Fotograf hat vorigen Sommer ein Exemplar dieses seltenen Tieres in der Gegend von Brienz erblickt, hat zuhause offenbar in den gleichen Büchern wie ich nachgeschlagen, und da die Berliner Illustrierte einen Preis von 1000 Reichsmark — es soll sich nicht um Registermark, sondern um Goldmark handeln — für die Entdeckung des Tieres ausgesetzt hat, strömen ganze Scharen nach Brienz, und ich komme, wie schon oft in meinem Leben, zu spät. Der Zudrang zum Berner Oberland ist so stark, daß man gut tut, die Hotelzimmer für den Sommer jetzt zu bestellen. Denn die Gelegenheit, schöne Ferien zu verbringen und dazu noch 1000 Mark zu verdienen, kommt vermutlich nicht so rasch wieder.

Der Tatzelwurm ist, wie der Leser weiß, ein Alpentier, dessen Aussehen heute als festgestellt betrachtet werden kann. Er bewegt sich auf der Erde, hat einen niedrigen länglichen Leib, einen runden bis langgestreckten Kopf, kurze Beine und einen langen Schwanz. In den Einzelheiten gehen die Schilderungen auseinander. Der bekannte Engadiner Wildhüter Jachen Imbruogl hat mir vor Jahren erzählt, daß das von ihm gesichtete Exemplar ganz schwarz gewesen sei und einen dicken runden Kopf mit spit-

zen Ohren gehabt habe. Der Tiroler Wilderer BÜCHSSCHNALZER, der voriges Jahr von italienischen Grenzern beim Schmuggel erschossen wurde, hat vor dem Oberlandesgericht Innsbruck seinerzeit die eidesstattliche Erklärung abgegeben, daß er ein großes hellfarbiges Tier mit langem Leib und Kopf in einer Mulde schlafend überrascht habe; als er sich nähern wollte, fuhr es plötzlich auf und sah ihn mit einem so furchtbaren Blick an, daß der sonst kühne Wilderer mit allen Zeichen des Schreckens das Weite suchte. Ähnliche Angaben liegen aus anderen Gegenden vor, so zum Beispiel auch aus den norwegischen Bergen und den Südalpen. Aber so verschieden die Angaben auch sind, in einem Punkte stimmen sie alle überein: der Blick der großen feurigen Augen ist so furchtbar, daß auch dem mutigsten Menschen der kalte Schreck in den Rücken fährt. Es empfiehlt sich daher, bei allfälligen Streifzügen immer eine Flasche Kirsch oder Obsttrester auf sich zu tragen.

Die Gelehrten sind sich über den Tatzelwurm noch nicht ganz einig. Da er sich an heißen Sommertagen gerne im Wasser oder am Schatten aufhält, zählen ihn einige zu den Amphibien, was indessen kaum richtig sein dürfte. Immerhin ist es keineswegs ausgeschlossen, daß er in Beziehung zu den mächtigen drachenartigen Tieren steht, die in früheren Jahrtausenden unsere Gegend belebten und deren furchtbare Skelette wir noch in Versteinerungen finden. Andere sind der Ansicht, daß es sich beim Tatzelwurm um einen degenerierten Nachkommen des mächtigen Megatherion fantasticon handle; doch steht der langgestreckte Leib, der dem Tier den Namen eines Wurmes eingetragen hat, mit dieser Annahme im Widerspruch. Nachdem die Forschungen durch den Berliner Fotografen neuen Antrieb erhalten haben, darf erwartet werden,

daß auch diese Fragen bald abgeklärt sein werden.

Jedenfalls aber ist es kein Zufall, daß die Untersuchungen über das geheimnisvolle Tier immer einen gewissen kosmischen oder metaphysischen Einschlag hatten. Der Tatzelwurm steht so stark außerhalb der übrigen Lebewesen, daß eine besondere Betrachtungsweise durchaus berechtigt ist. Vielleicht könnte man ihn am besten mit dem Kometen unter den Sternen vergleichen: eine Erscheinung, die uns beweist, daß noch große Geheimnisse der Enthüllung harren und daß es auch im Reiche der scheinbar durchforschten Natur Zusammenhänge gibt, die wir nur ahnen können und die vielleicht erst spätere Geschlechter klar erkennen werden. Aus diesem Grunde haben sich von jeher nicht nur die Zoologen, sondern auch die Vertreter der anderen Wissenschaften um den Tatzelwurm interessiert. So hat der berühmte Astronom Schiaparelli auf die merkwürdige Tatsache hingewiesen, daß die Berichte über den Tatzelwurm in auffälliger Weise mit dem Auftreten von Kometen zeitlich übereinstimmen: tatsächlich braucht man nur an den Bielschen Kometen von 1846, an den Halley'schen Kometen, der zum letzten Male 1909 (einige Jahre vor dem Krieg) gesehen wurde, oder an den von Professor Gibson Loogmann vom Mount-Wilson-Observatorium jüngst im Haar der Berenike entdeckten Kometen zu denken, um die Zusammenhänge wirklich merkwürdig zu finden. Andererseits haben auch berühmte Forscher der Medizin auffallende Zusammenhänge zwischen dem Auftreten des Tatzelwurms und dem Vorkommen gewisser Krankheiten festgestellt. Ich erinnere nur an die Forschungen des Wiener Psychiaters Professor Dr. Hladak über die außergewöhnlich starke Verbreitung des sogenannten Ökumenischen Geistesschwachsinn, der auf einer

Verkümmerung des Nervus subjectivus beruht und viele Menschen geradezu zwingt, einem Vorurteil oder einem Führer gedankenlos nachzulaufen. Ob das häufige Vorkommen von Kröpfen in Berggegenden mit dem Tatzelwurm zusammenhängt, erscheint auch zweifelhaft; die Untersuchungen, die darüber im Spital in Herisau seit Jahren vorgenommen werden, sind noch nicht abgeschlossen.

Daß unter diesen Umständen auch die *Soziologen* ein vermehrtes Interesse an diesem seltsamen Alpentier zeigen, ist nicht verwunderlich. Bekanntlich ist es bis heute noch nicht geglückt, den Erreger der Wirtschaftskrise einwandfrei festzustellen. Aber lange bevor der aufdringliche Berliner Fotograf die öffentliche Aufmerksamkeit auf den Tatzelwurm lenkte, beschäftigte sich die nationalökonomische Wissenschaft mit gewissen Zusammenhängen und Studien, die nun leider durch den Tageslärm voreilig in das Licht der Öffentlichkeit rücken. So wurde zum Beispiel am volkswirtschaftlichen Seminar der Eidgenössischen Technischen Hochschule die auffällige Tatsache, daß die Krise gerade die Berggegenden mit besonderer Heftigkeit heimsucht, schon längst vermerkt und zum Gegenstand eingehender Untersuchungen gemacht. Es ist das Verdienst von Professor Bohlew, in dieser Hinsicht sehr wichtige Zusammenhänge aufgedeckt zu haben. Ohne Zweifel hängt zum Beispiel die Milchschwemme direkt mit der Nährkraft des Bodens, besonders der Alpengebiete, zusammen. Andererseits ist durch einwandfreie Beobachtungen aus den verschiedensten Berggegenden erwiesen, daß der Tatzelwurm geradezu unheimliche Mengen von Mäusen, Larven, Engerlingen usw. verzehrt und imstande ist, ein ganzes Gebiet in kürzester Zeit von allem Ungeziefer vollkommen zu säubern. Die wirtschaftlichen Folgen dieser Gefräßigkeit liegen auf

der Hand: der Nährwert von Gras und Heu nimmt zu, die Milchproduktion schwillt an, die Milchschwemme kommt, und damit verfällt die Wirtschaft unrettbar der Krise. Die Tatsache, daß das Berner Oberland am heftigsten unter der Krise leidet und gerade dort im vorigen Jahr ein Tatzelwurm entdeckt wurde, macht diese Zusammenhänge zur wissenschaftlichen Gewißheit. Die Überproduktion an Milch führt zu einer Überproduktion an Käse, gegen die sich Amerika nur durch höhere Zölle wehren kann. So geht der Absatz an Käse zurück, damit aber auch der Absatz von Packpapier, was sofort zu einem Sinken der Holzpreise und damit zu einer Entwertung der Waldungen führt. Es liegt auf der Hand, daß die übrigen Liegenschaften diese Entwicklung mitmachen müssen und daß der Entwertung von Grund und Boden auch der Preissturz aller Waren folgen muß. Der Verkehr geht zurück, und so kommt es, daß nicht nur die Bauern, sondern auch die Bundesbahnen überschuldet werden. Der Rückgang des allgemeinen Verkehrs vermindert den Verbrauch an Eisen und Maschinen usw., womit die weitere Ausbreitung der Krise über die Landesgrenzen hinaus gegeben ist. Andererseits ist es klar, daß der Kaffee nicht teuer bleiben kann, wenn die Milch billig wird; so wird auch Brasilien in die Krise einbezogen wie andere Länder auch, und das führt direkt zur Krise unserer Exportindustrie. Kommt es nun vor, was leider durchaus möglich ist, daß der Tatzelwurm auch in anderen Gegenden sein Wesen treibt und dort die gleichen Wirkungen hervorbringt, so muß eine Weltwirtschaftskrise entstehen, deren Ursache damit endlich einwandfrei festgestellt ist: schon heute kann mit einer an Gewißheit grenzenden Wahrscheinlichkeit behauptet werden, daß der Tatzelwurm die Ursache der Weltwirtschaftskrise ist. Das stimmt mit seinem

sonstigen, geheimnisvollen, unfaßbaren Wesen völlig überein, und man versteht es jetzt, daß der Kampf gegen den Tatzelwurm gerade von Berlin aus kraftvoll unternommen wird: Hitler wird dadurch nicht nur symbolisch, sondern in Wirklichkeit zum Siegfried, der den Drachen der Weltwirtschaftskrise in seinem eigenen Nest aufsucht, um ihn zu besiegen.

Von diesem Standpunkt aus betrachtet erhalten die Nachforschungen nach dem Tatzelwurm im Berner Oberland eine Bedeutung, die wir Schweizer klar erkennen müssen. Meines Erachtens sollte der Bund dieselben wenigstens durch eine kräftige Subvention unterstützen.

April 1935

Die Kuh

Eine Ferienbetrachtung

Wir nehmen Rücksicht auf die ruhebedürftigen Leser, welche während der Ferien körperliche und geistige Anstrengungen vermeiden wollen, und veröffentlichen daher nachstehend eine leichtverständliche Arbeit unseres tierkundigen Mitarbeiters über das nützlichste Haustier.

Die Kuh ist das wichtigste Geschöpf der schweizerischen Volkswirtschaft und Kultur. Sie kommt in der Landwirtschaft, in der Statistik und bei den Radio-Sendungen für die Auslandschweizer vor. Sie besteht aus einer Haut, welche mit Fleisch, Knochen und ähnlichen Dingen ausgefüllt ist und verschiedene Farben hat. Bei 665 297 Kühen ist die Haut braun, bei 814 359 hat sie rote und bei 30 757 schwarze Flecken. Sie hat einen friedlichen und seelenvollen Blick und tut alles, was man von ihr verlangt. Trotzdem wird sie im Stall vorn mit einer Kette und hinten mit einer Schwanz-

schnur an der Decke befestigt. Wenn sie auf der Wiese herumspringt und nicht tut wie die andern, hängt man ihr einen Prügel an den Hals; dann wird sie brav. Die Kuh treibt keine Politik; sonst wäre sie bürgerlich.

Der wichtigste Teil der Kuh ist ein an der untern Seite befestigter Beutel mit vier Saugventilen, der Euter genannt wird. Fehlt ein Ventil oder sind sie verstopft, so macht der Bauer den Handel rückgängig, wenn er noch kann. Vorn ist eine Öffnung, durch welche Gras oder Heu eingeführt wird, worauf sich im Euter die landwirtschaftlichen Produkte Milch, Butter und Käse ansammeln. Je nach der Höhe des Zolles frißt die Kuh auch ausländische Futtermittel; doch will ihr der Bundesrat das abgewöhnen, da es nicht zur Schweizerwoche paßt. Durch die Ventile werden die landwirtschaftlichen Produkte täglich zweimal abgezogen. Leider ist es noch nicht gelungen, diese Produkte ohne Kuh herzustellen. Hinten ist auch noch eine Öffnung. Trinkt die Kuh zuviel Wasser, so kommt der Bauer vor das Strafgericht.

Auf ihrem Rücken trägt die Kuh die Viehverpfändung, das Bauernsekretariat und die landwirtschaftlichen Genossenschaften. Die Viehverpfändung macht aus der Kuh eine Hinterlage für die Bank. Sie ist notwendig, weil die Liegenschaft auch verpfändet ist. Dann hat die Kuh zwei Eigentümer: einen, der sie füttert, und einen, der sie melkt. Aber die Bank läßt auch das Melken durch den Bauern besorgen, weil dies einfacher ist. Sie begnügt sich damit, daß ihr die Milch abgeliefert wird. Doch ist dieser Vorgang umständlich und schwer zu beschreiben, weil die Bank die aus dem Euter kommenden landwirtschaftlichen Produkte nicht unmittelbar bezieht. In diesem Fall heißen sie Zins. Die Kuh ist das beste Zinstier. Kapitalismus ohne Kuh

ist wie ein Abstinenter ohne Wasser; leider haben das die Sozialisten noch nicht eingesehen. In der Schweiz werden 9 Milliarden Franken von 1 637 748 Kühen, Rindern und Ochsen verzinst. Bei den Kälbern, Rindern und Ochsen kommt der Zins selbstverständlich nicht aus dem Euter; sie tragen ihre eigene Haut samt Inhalt auf den Markt und liefern dadurch ihren Beitrag an den Zins. Was dem Bauern von der Milch noch übrigbleibt, heißt Kaffee; er wächst in Brasilien und den Zichorienfabriken. Dieser Überschuß begleitet den Kleinbauern auf seinem Wege zum Wohlstand.

Das Bauernsekretariat und die landwirtschaftlichen Genossenschaften sorgen für das Wohlergehen der Kuh, der Bauern und der Hypothekargläubiger. Doch muß die Behauptung, daß auf 100 Kühe ein landwirtschaftlicher Sekretär oder Geschäftsführer komme, zurückgewiesen werden. Denn die Ziegen, Schweine und Kaninchen müssen, um gerecht zu sein, mitgezählt werden. Auch beruht die Käse-Union nicht auf der Kuh, sondern nur auf dem Käse, der überhaupt eine große politische Rolle spielt; denn aus dem Käse werden durch geeignete Bearbeitung Käsnudeln, Nachspeisen und Wahlgelder gemacht. Das Bauernsekretariat vermittelt zwischen der Kuh und dem Staat, der jedes Jahr an die Landwirtschaft 100 Millionen Franken bezahlt. Diese Subvention wird gerecht verteilt; die großen Bauern erhalten mehr und die kleinen weniger.

Die Kuh schenkt dem Menschen jeden Tag Milch, jedes Jahr ein Kalb und alle paar Jahre eine Wirtschaftskrise. Die Milch wird getrunken oder verarbeitet, und der größere Teil der Kälber wird geschlachtet, da es sonst deren zuviele gäbe. Die Kälber gelten als dumm, obwohl sie die Marktpreise machen. Die Schuld der Kuh an der Wirtschaftskrise ist durch wissenschaftliche Untersuchungen festgestellt. Das sonst

harmlose und gezähmte Tier rächt sich am Menschen, indem es von Zeit zu Zeit eine Milchschwemme macht. Eine Milchschwemme ist ein Überfluß an Milch, von dem die armen Leute nichts merken. Wie man sie richtig bezeichnen soll, wissen die Gelehrten noch nicht genau; die einen nennen sie Überproduktion, die andern Unterkonsumation. Die Tatsache selbst steht fest; warum aber die Kuh plötzlich zuviel Milch gibt, ist psychologisch noch nicht ergründet. Bei der Milchschwemme sinkt der Milchpreis. Weil er sinkt, sinkt auch der Käsepreis und der Butterpreis. Deshalb sinkt der Preis aller landwirtschaftlichen Produkte, so daß die Kuh nur noch Zins für die Bank gibt und nichts mehr für den Bauern. Das geht soweit, daß sie nicht einmal mehr genug Zins für die Bank gibt. Diesen Zustand nennt man landwirtschaftliche Sanierung, weil der Staat eingreift, damit die Bank ihren Zins wieder erhält. Weil aber der Preis aller landwirtschaftlichen Produkte infolge der Überproduktion sinkt, sinkt auch der Preis der andern Waren. Die Maschinen erklären sich mit der Kuh solidarisch und treiben auch Überproduktion. So entsteht die Krise.

Deshalb ist die Krise im Grunde genommen ein Kampf zwischen dem Staat und der Kuh. Der Staat kann nicht dulden, daß die Kuh zuviel Milch gibt. Er muß einschreiten; er schreibt dem Bauern vor, wieviele Kühe er halten darf. Er schreibt der Kuh vor, wieviel Milch sie geben darf. Da aber die Kuh so tut, als ob sie die bundesrätlichen Verordnungen nicht lesen könne, hält sich der Staat an die Bauern, welche lesen können und gehorsamer sind als die Kuh. Er setzt ihnen die Zölle herauf und schreibt vor, wieviele Ferkel jedes Mutter Schwein werfen darf. So bekämpft er die Bosheit der Kuh. Denn wenn es weniger Schweine gibt, muß mehr Rind- und Och-

senfleisch gegessen werden, zu welchem Zwecke die alten Kühe geschlachtet werden. Gibt es aber weniger Kühe, so gibt es weniger Milch. Gibt es weniger Milch, so gibt es keine Milchschwemme mehr. Verschwindet die Milchschwemme, so hört der Preisdruck auf, und wenn dieser aufhört, so erhält die Bank wieder ihren Zins, und die Krise geht vorüber, sofern sie nicht aus Amerika neu eingeführt wird. Die Rechnung ist einwandfrei und überzeugend; sie hat nur den einen Fehler, daß sie niemals stimmt. Den Grund dafür haben die Sachverständigen noch nicht herausgebracht, werden ihn aber nach der nächsten oder übernächsten Krise sicher noch herausbringen. Unterdessen gibt es noch ein anderes Mittel zur Bekämpfung der Überproduktion. Wenn die Milchschwemme zu groß wird, tritt die Maul- und Klauenseuche auf. Dann machen die Tierärzte und Metzger einen sogenannten Seuchenzug; die Kühe werden geschlachtet, und die Überproduktion hört auf. Dabei zeigt es sich wieder, wie nützlich die Kuh ist; in gesunden Tagen ernährt sie die Banken und die Milchverbände, in kranken Tagen die Tierärzte. So bildet sie im eigentlichen Sinne die Grundlage der Volkswirtschaft.

Einmal im Jahre führt der Bauer seine Kuh an eine Schönheitskonkurrenz. Er büstet ihr Fell, bis es glänzt, kratzt an den Hinterbeinen den Stallschmutz ab, hängt ihr eine Glocke um den Hals und stellt sie auf der Ausstellungswiese in die Reihe. Dann stehen die Sachverständigen um sie herum, besehen sich den Hinterteil, greifen an die Schwanzwurzel und machen Zahlen in ein schwarzes Büchlein. Nachher werden die vom Staate geschenkten Schönheitspreise verteilt, wobei es wieder gerecht zugeht wie bei der Subvention: die großen Bauern erhalten mehr und die kleinen weniger. Früher wurde auch der Milchertrag ausgezeich-

net. Aber seitdem man den Zusammenhang zwischen der Kuh und der Wirtschaftskrise entdeckt hat, muß man in dieser Hinsicht zurückhaltend sein; man darf eine Kuh, die zuviel Milch gibt, nicht auszeichnen, sonst gibt sie in ihrer Überhebung noch mehr Milch. Das muß vermieden werden; schließlich könnte eine einzige Kuh den Anstoß zu einer allgemeinen Milchschwemme geben.

Deshalb schaut man auch hier auf eine gesunde Mittelmäßigkeit, wie in der ganzen schweizerischen Politik. Es ist daher nicht zuviel gesagt, wenn man die Kuh nicht nur als Grundlage unserer Volkswirtschaft, sondern auch als Sinnbild unserer Kultur bezeichnet. In ihrem seelenvollen Blick spiegelt sich der geruhsame Friede unseres Daseins wieder.

Juli 1938

Geschichte und Gegenwart

Der unvollendete Bund

Die Entstehung der Schweiz ist eigenartig und unterscheidet sich wesentlich von den Staatsbildungen, welche im Laufe der Jahrhunderte Europa geformt und immer wieder umgeformt haben. Die Schweiz ist im Widerstreit zu den gewöhnlichen staatenbildenden Kräften entstanden, zu welchen vor allem das Bestreben einzelner Geschlechter oder Klassen, sich die wirtschaftliche Stellung durch politische Macht zu sichern, zu rechnen ist. Am Anfang ihres Daseins steht der Kampf gegen die Hausmacht einzelner Geschlechter, vor allem der Habsburger. Das Bestreben der kleinen Länder am Vierwaldstättersee, die Reichsunmittelbarkeit zu erlangen, war ein Versuch, beim großen Herrn Zuflucht und Schutz vor der Begehrlichkeit der kleinen Herren zu finden. Wir übersehen leicht den eigentlich höchst merkwürdigen Umstand, daß sich die Länder ihre Freiheitsrechte vom deutschen Kaiser geben und bestätigen ließen und daß diese kaiserlichen Freiheitsrechte den Kern des Bundes von 1291 bildeten. Nicht eine neue, von der ganzen Umwelt unabhängige Freiheit sollte erlangt werden; das Volk schloß einen ebenfalls nicht vollständig neuen Bund, um die kaiserlichen Freiheitsrechte gegen die Begehrlichkeit der mächtigen Adelsgeschlechter in der Nachbarschaft zu verteidigen. Das war indessen keineswegs ungewohnt. Andere Länder und andere Städte erstrebten diese Reichsunmittelbarkeit als Schutz gegen bedrohliche Nachbarn in gleicher Weise; ungewohnt, neu und darum wesentlich aber war es, daß die Landleute von Uri, Schwyz und Unterwalden diesen Schutz selber übernahmen und erfolgreich durchführten. Die Schlacht bei Morgarten war eine wirkliche Entscheidungsschlacht; der aus eigener Kraft errun-

gene Sieg bewahrte die drei Länder vor dem Schicksal vieler anderer Länder und Städte, in der Hausmacht eines starken Adelsgeschlechtes aufzugehen und dadurch Gegenstand der Machtpolitik zu werden.

Daß sehr bald Luzern und Zürich hinzu kamen, erklärt sich zwanglos aus demselben Bestreben, sich alte Freiheitsrechte gemeinsam zu sichern. Eine bewußte und gewollte Staatsgründung lag nicht darin. An eine Lösung vom Reiche dachte man nicht; diese kam erst 1648, also gut 300 Jahre später. Aber gerade sie zeigt, daß im Freiheitswillen des kleinen Volkes schon der Kern der Staatenbildung lag. Staatsrechtlich gehörte die junge Eidgenossenschaft zum deutschen Reiche; die Bundesbriefe erwähnen diesen Umstand nicht besonders, setzen ihn aber voraus und lassen die bestehenden Herrschaftsverhältnisse, vor allem die wirtschaftlichen, unangestastet. Der Bundesbrief von 1291 macht den ausdrücklichen Vorbehalt, daß jedermann seinem rechtmäßigen, d. h. anerkannten Herren trotz des Bundes «nach Gebühr» dienen sollte. Im Pfaffenbrief von 1370, den neben Uri, Schwyz und Unterwalden bereits Zürich, Luzern und Zug besiegelten und der als Hauptsache die eigene Gerichtsbarkeit festsetzte, machten Zürich und Luzern den ausdrücklichen Vorbehalt zugunsten der Gerichtsbarkeit ihrer geistlichen Oberherren. Aber die tatsächliche Entwicklung ging über die staatsrechtliche hinaus. Schon im Sempacherbrief von 1393, den neben den alten Orten auch Bern, Solothurn und Glarus unterzeichneten, kommt ein unverkennbares eigenes Staatsbewußtsein zum Ausdruck. Die Eidgenossenschaft ist ein selbständiger Staat, obwohl die Lösung vom Reiche rechtlich noch nicht erfolgt ist. Der Freiheitswille eines Volkes hat zur Bildung eines Staatswesens geführt, das zwar aus Bundesgliedern mit sehr weitgehender Selbst-

ständigkeit besteht, aber sowohl seinem Begriffe, auch seinem Verhalten gegenüber der Umwelt nach, als Staat bezeichnet werden muß. In der Verpflichtung des Sempacherbriefes, keinen Krieg «besonders», das heißt, ohne Verständigung mit den Bundesgenossen anzufangen, können wir zwanglos den Anfang einer gemeinsamen Außenpolitik betrachten.

Aber auch in der inneren Ausgestaltung des Bundes wirkt sich der Freiheitswille des Volkes aus. Das Fremdwort «Demokratie» ist den Bundesbriefen unbekannt. Von einer Gleichberechtigung aller Landleute ist nicht die Rede. Trotzdem drängt die Entwicklung nach einer Gleichheit aller Bürger. Wenn wir der leicht verständlichen Gefahr entgegen, aus dem Bundesbriefe von 1291 mehr heraus zu lesen, als er tatsächlich enthält, so müssen wir in bezug auf die innenpolitische Ausgestaltung den alten Zürchern ebensoviel Ehre erweisen wie den Waldstättern; denn sie waren es, welche 1336 ein Staatsgrundgesetz schufen, das man eine demokratische Verfassung nennen kann. Aber von dieser Verfassung bis zum Artikel 4 der Bundesverfassung von 1848 ist ein weiter Weg, und zwar in jeder Hinsicht. Wir reden von einer «Schweiz» und «alten Freiheitsrechten», als ob diese Begriffe der ganzen Schweizergeschichte das besondere Gepräge geben würden. Gewiß tun sie es in einem gewissen Sinne; aber sie bezeichnen weniger geschichtliche Tatsachen oder Zustände, als vielmehr Gegenstände fortwährender Entwicklungen, Auseinandersetzungen und Kämpfe. «Die Schweiz» entstand erst am Anfang des vergangenen Jahrhunderts als Bundesstaat, und zwar nach Kämpfen, welche im Sonderbundskrieg ihren Höhepunkt und in der Bundesverfassung von 1848 ihren Abschluß fanden. Und die «alten Freiheitsrechte» verdanken wir überhaupt erst der französischen Revolu-

tion, wobei man ohne weiteres anerkennen darf, daß die «Menschenrechte» dieser Revolution die gerade Fortführung jener Gedanken bildeten, welche den alten Bundesbriefen zugrunde lagen. Die Eidgenossenschaft selber hat bis zum Ende des 18. Jahrhunderts aus ihren «demokratischen Grundgedanken» nur sehr bescheidene praktische Folgerungen gezogen. Sie schuf sich Untertanenländer, ohne auch nur daran zu denken, daß man den «befreiten Gebieten» — Aargau, Thurgau, Rheintal, Tessin usw. — dieselben Rechte und Freiheiten geben könnte, derer man sich rühmte, und in den einzelnen Ständen nisteten sich Herrschaftsverhältnisse ein, welche mit Freiheitsrechten des Volkes und allgemeiner Gleichheit der Bürger nichts mehr zu tun hatten. Das gilt sogar für die Landsgemeindekantone, welche gerne als die eigentlichen Hüter und Bewahrer urschweizerischer Freiheiten betrachtet werden. Auch sie kannten den Streit der herrschenden Geschlechter, die Herren-Herrschaft über das Volk und die erbarmungslose Unduldsamkeit, mit welcher die Gegner verfolgt wurden. In großen Zügen gesehen bildet die Schweizergeschichte bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts keine gradlinige Fortführung alter Bundesgedanken, sondern gegenstandslos eine oft bedrückende Preisgabe derselben. Die entscheidende Wendung bringt erst die französische Revolution, und das muß gerade jetzt mit allem Nachdruck gesagt werden, weil es unter dem Einfluß eines finsternen und gänzlich unschweizerischen Geistes als höchst fortschrittlich erscheint, diese Revolution alles Bösen und angebliche Zerstörerin urschweizerischer Werte zu brandmarken.

Die Verfassung von 1848 bildet den Markstein in unserer Geschichte. Sie faßt das wesentliche Ergebnis einer langen, von allen möglichen Irrungen erfüllten Entwick-

lung zusammen. Sie ordnet in glücklichster Weise das Verhältnis zwischen dem Bund und den Ständen; aus dem geschichtlich gewordenen wird das Gute, Lebendige so herübergenommen, daß es die Vergangenheit mit einer noch offenen Zukunft verbindet. Sie ordnet das Verhältnis des Bürgers zum Staat; sie macht den Bürger frei als Mensch, als Staatsbürger und als Anhänger eines Glaubens. Sie ordnet das Verhältnis der Bürger untereinander durch den berühmten Artikel 4, welcher wörtlich in die Verfassung von 1874 übernommen wurde: alle Schweizer sind vor dem Gesetze gleich. Es gibt in der Schweiz keine Untertanenverhältnisse, keine Vorrechte des Orts, der Geburt, der Familien oder Personen. Aber vergessen wir nie: dieser Artikel ist der geradezu klassische «Revolutions-Artikel». Er hebt alle Vorrechte und Standesunterschiede auf und bestimmt die Stellung des Bürgers zum Staat und zu den Mitbürgern. Er geht seinem Sinn und Inhalt nach auf die alten Bundesbriefe zurück, welche auf einem allgemein gültigen «Menschrecht» beruhten; aber daß er Rechtsgestalt annehmen und dadurch einer langen Fehlentwicklung ein Ende bereiten konnte, das verdanken wir der französischen Revolution, welche die «Autoritäten» beseitigte, an deren Auferstehung heute wieder gearbeitet wird.

Als Abschluß ergibt sich die politische Demokratie des 19. Jahrhunderts, von weitblickenden Männern außerordentlich klug und sorgfältig bedacht. Der Bundesstaat von 1848 ist kein Erzeugnis hastig vorgenommener «Erneuerung». Er nahm die von den Schlacken gereinigten Ergebnisse der französischen Revolution, welche schon ein halbes Jahrhundert zurücklag, auf und verband sie mit schweizerischer Überlieferung. Auch daran mögen diejenigen denken, welche heute Kopf über Hals «eine

neue Ordnung» errichten und wertvollstes Gut beseitigen möchten.

Aber diese politische Demokratie ist nicht das Ende. Schon die Revolution selber hatte die Frage der wirtschaftlichen Gerechtigkeit aufgeworfen, ohne sie zu lösen. In den demokratischen Kämpfen der dreißiger Jahre verbanden sich wirtschaftliche mit politischen Forderungen. Aber nur die letzten fanden durch die Abschaffung aller persönlichen Vorrechte ihre Erfüllung. Die Vorrechte der Dinge, insbesondere diejenigen von Geld und Kapital blieben bestehen. Im Kapitalismus fand die alte Feudalherrschaft, d. h. der Genuß eines arbeitslosen Einkommens auf Kosten der Arbeit ihre Umwandlung und Auferstehung. Nicht der Nachkomme des alten Adelsgeschlechtes, sondern der «Kapitalist» ist der Nachfolger des früheren Herrschaftskreises, dessen politische Macht auf wirtschaftlichen Vorrechten beruhte. «Kapitalist» war und ist immer derjenige, welcher aus dem Ertrag anderer Leute lebt. An die Stelle der feudalen Grundherrenrechte sind Kapitalzins und Grundrente getreten. So fand die politische Demokratie ihre Fortsetzung zur wirtschaftlichen Demokratie nicht. Es brauchte das ganze 19. Jahrhundert und die Gegenwart, um zu erkennen, daß die politische Demokratie an der Wirtschaft zerschellt, daß sich wirtschaftliche Vorrechte nicht mit den Grundgedanken der Demokratie vereinbaren lassen. «Die soziale Frage», d. h. die Beseitigung der Herrschaft von Geld und Kapital über den Menschen ist nur deshalb noch nicht gelöst, weil der Grundgedanke des Artikels 4 im Politischen und Staatsrechtlichen steckenblieb und seine Fortsetzung im Wirtschaftlichen bis jetzt nicht fand.

Daraus aber ergibt sich ganz klar die Aufgabe unseres Jahrhunderts. Es gibt an den Grundgedanken von 1291 und 1848

nichts zu rütteln. Sie bleiben unveränderlich und unvergänglich, weil sie nicht schweizerisch, sondern allgemein menschlich sind. Es sind die «Menschenrechte» schlechthin. Was zu tun bleibt, ist die Übertragung derselben auf die Wirtschaft. «Es gibt in der Schweiz keine Vorrechte des Geldes und des Kapitals»: das ist die Ergänzung zum heutigen Artikel 4, welche kommen muß. Aber wenn wir jede Nachahmung des Auslandes ablehnen, so ist damit nicht gesagt, daß sich heute in zeitgemäßer Wandlung der alte Vorgang nicht wiederholen könnte: daß der entscheidende Anstoß von außen kommt, wie damals durch die französische Revolution. Wie diese die Demokraten von 1830 zur Besinnung auf das allgemein Gültige und damit zugleich auf das Urschweizerische geführt hat, so kann auch heute ein Anstoß von außen uns zur selben Besinnung führen und uns den Weg zeigen, den wir zu gehen haben: den Weg der wirtschaftlichen Demokratie, von dem unser Zeitalter mit seiner Wirtschaft genau so abgeschwenkt ist, wie die Herren-Herrschaft früherer Jahrhunderte vom Weg der politischen Demokratie abschwenkte. Die Erschütterung der heutigen Ordnung ist die notwendige Fortsetzung der französischen Revolution; lag damals das wichtigste Ziel in der Befreiung des Menschen und des Bürgers von den Vorrechten der alten Herrschaften, so liegt es heute in seiner Befreiung von den Vorrechten des Geldes.

Erst diese Befreiung gibt dem Bunde der Eidgenossen die notwendige Vollendung. Sie rundet das Werk, das unter schweren Kämpfen von 1291 bis 1848 gebaut wurde, zur Einheit ab. Ich hege die Überzeugung und Zuversicht, daß die Demokratie der sozialen Gerechtigkeit noch in diesem Jahrhundert geschaffen werde.

Juli 1941

Zweitausend Jahre Genf

Wenn jede Siedlung in der Schweiz, aus welcher im Verlauf der Geschichte ein Dorf oder eine Stadt entstand, zur Feier der erstmaligen Erwähnung in einer Urkunde oder Chronik ein Fest feiern wollte, so hätten wir Feste und historische Umzüge ohne Unterbruch. Denn irgendwo wird jede Siedlung zum ersten Mal erwähnt, und irgendwann müssen hundert oder tausend Jahre seit dieser Zufälligkeit verflossen sein. Aber wenn eine Ausnahme gemacht werden durfte, so war sie Genf zuzubilligen. Vor zweitausend Jahren hat der römische Feldherr Julius Cäsar, einer der besten Heerführer und geschicktesten Staatsmänner «Geneva» in seinem Buch über den gallischen Krieg erwähnt; die Siedlung am Ausfluß der Rhone aus dem großen See bestand also damals schon, und da Cäsar berichtet, er sei mit seinen Truppen in die Nähe Genfs gelangt, darf angenommen werden, er habe die Stadt — vermutlich ein recht bescheidenes Nest — auch besucht. Daß man sich dieser ersten Erwähnung heute noch erinnert, ist kein Zufall; denn Cäsars klassische Darstellung seiner eigenen Kriegszüge wird nicht nur wegen ihres Inhaltes, sondern auch wegen ihres einfachen und schönen Lateins heute noch in den Schulen gelesen. Wir haben Grund zur Annahme, daß von dem, was unsere heutigen Feldherren und Staatsmänner schreiben, in zweitausend Jahren nichts mehr gelesen wird. Wir hoffen es wenigstens um der dannzumaligen Jugend willen, aus sprachlichen und aus anderen Gründen.

Die Geschichte Genfs ist nur mit derjenigen Athens zu vergleichen. Die Ähnlichkeit liegt aber nicht im äußeren Verlauf, sondern in der ungeheuren Einwirkung des Geistes auf die Um- und Nachwelt.

Schon vor der Reformation erfüllte der Geist der Freiheit die Bürgerschaft; die reiche Stadt des Handels und des blühenden Gewerbes duldete keine Abhängigkeit von den Herren der Nachbarschaft. Es war der Geist der Freiheit, welcher die Verbindung mit den Eidgenossen herstellte. Aber bis zur Reformation ging Genfs Bedeutung nicht über diejenige einer angesehenen Stadt hinaus. Der fanatische, willensstarke und unbeugsame Reformator Calvin (1509 bis 1564) machte sie zum «protestantischen Rom» und eroberte ihr eine Stellung in der Welt, von der sie heute noch zehrt, die sie sich aber auch immer wieder neu errungen hat.

Wie Calvin die lebensfrohe Stadt zu einer von eifernden Priestern und einer geheimen Staatspolizei regierten Gottesstadt umgewandelt hat, hört sich in der Geschichtsstunde großartig an. Der Vorgang ist fast unbegreiflich; der Widerstand war groß, besonders unter der angestammten Bürgerschaft, welche sich die strenge Herrschaft des zugewanderten Franzosen nicht gefallen lassen wollte. Er konnte nur durch rücksichtslose Unterdrückung und blutige Härte gebrochen werden; in vier Jahren hat Calvin 58 Einwohner hinrichten und 76 verbannen lassen, von anderen Strafen, Verfolgungen und Foltern nicht zu reden. Es wäre lehrreich, die Sittengesetze von damals zu lesen. Nicht nur Calvin, sondern auch Zwingli fand es für notwendig, eine weitgehende Einfachheit der Lebenshaltung gesetzlich vorzuschreiben und insbesondere den Frauen den Luxus in Kleidern und Schmuck zu verbieten. Welcher Wohlstand muß in diesen Gemeinwesen geherrscht haben, wenn man den Bürgerstöchern das Tragen seidenner Röcke, goldener Spangen und schwerer Perlenketten verbieten mußte.

Calvin erreichte sein Ziel; aber die heutigen Eidgenossen und Genfer können froh

sein, nicht unter seiner Herrschaft gestanden zu haben; sie hätten bis auf einige Eiferer und Abstinenten zu seinen Gegnern gezählt. Dafür aber wurde Genf zum Mittelpunkt einer reformatorischen und wirtschaftlichen Bewegung, welche halb Europa erfaßte und die Entwicklung der nächsten Jahrhunderte bestimmte, weil die anglikanischen Staaten, vor allem England, Träger des calvinistischen Christentums wurden.

Denn Calvin hat, vielleicht ohne es zu wollen, durch seine Lehre die wirtschaftlichen Kräfte und Triebe des Menschen in ungeahnter Weise erweckt und gefördert. Das erscheint merkwürdig: was hat die Volkswirtschaft mit der Reformation zu tun? Für Luther und Zwingli bestand das Wesen des Christentums in der Rechtfertigung des sündhaften Menschen durch den Glauben an Gottes Gnade; für Calvin war es die Verherrlichung Gottes, eines strengen, alttestamentlichen Gottes, der Gut und Böse zu seiner Verherrlichung geschaffen und jedem Menschen sein Schicksal vorbestimmt hat. Aus dieser Lehre ergab sich eine merkwürdige Folge: das Wort, daß die Erde dem Menschen untertan sei, erhielt einen ganz neuen, gleichsam wirtschaftlichen Sinn. Tummelt euch auf dieser Erde, erobert sie durch eure Tüchtigkeit, macht sie euch «untertan», aber nicht für euch, sondern zur Verherrlichung Gottes: darin lag der ungeheuerste Antrieb zur wirtschaftlichen Regsamkeit. Er wurde unterstützt durch Calvins zweideutige Stellung zu Geld und Zins. Während Zwingli und Luther den Zins in Übereinstimmung mit der alten katholischen Lehre vorbehaltlos verwarfen, ließ Calvin ihn zu. So wurde seine Lehre zum christlich-geistigen Untergrund des Kapitalismus; sie rechtfertigte die erfolgreiche Tüchtigkeit in der Eroberung der Erde. Von Calvin führt eine gerade Linie zum anglikanischen Wirtschafts-

Imperialismus und zum holländischen Kolonialreich. Man erobert die Welt, macht sich die Erde und ihre Völker untertan; man bleibt dabei ein guter Christ, weil alles zur Verherrlichung Gottes dient und mit der reinen Lehre übereinstimmt. Amerika bringt die letzte und höchste Verbindung von calvinistischem Christentum und Kapitalismus: die Ansammlung aller Reichtümer in wenigen Händen, dank dem Gebot, sich durch Tüchtigkeit «die Erde untertan zu machen».

Aber wieder ist es Genf, das den Anstoß zum entscheidenden Angriff auf diese Entwicklung gibt: Rousseau. Der Mensch ist dazu geboren, frei zu sein. Von Anfang an enthält die Verkündigung des scheinbar weltfremden Denkers und Erziehers eine unzweideutige Wendung zum Wirtschaftlichen hin: frei sein heißt nicht bloß, die Geschichte des Gemeinwesens als freier Bürger zu bestimmen; frei sein heißt auch wirtschaftlich frei sein. Wer zum ersten Mal ein Stück Land mit einem Zaun umgeben und als Eigentum beansprucht hat, der hat den ersten Diebstahl begangen: ein scharfer und gefährlicher Satz. Und wieder geht von Genf aus der Sprengstoff des Geistes über die Welt. Der Revolution Calvins mit ihrer geistigen und wirtschaftlichen Umwandlung folgt die Revolution Rousseaus, zunächst in ihrer geschichtlichen Darstellung durch die große französische Revolution, dann in der mühevollen Verarbeitung ihrer Gedanken bis zum heutigen Tage; denn sie ist noch nicht vollendet; das 19. Jahrhundert erreicht die politische Demokratie, aber es scheitert an der wirtschaftlichen Demokratie. Die Menschheit hat noch nicht gelernt, wie Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit im Wirtschaftlichen erlangt und gesichert werden können. Im 20. Jahrhundert wird sie es durch zwei, vielleicht auch durch drei Weltkriege lernen . . .

Ich sage: Genf ist nur mit Athen vergleichbar. Worin besteht der Unterschied zwischen Athen und Sparta? Was Sparta, groß und folgerichtig in seiner Art, tat, war Politik; was Athen tat, war Geistesgeschichte und ging die ganze Welt an. So ist es mit Genf. In seinen engen Mauern lebte der Geist der Menschheit, der den engen Rahmen der Stadt immer wieder sprengte und auszog, um die Welt zu erobern, zeitbedingt in der jeweiligen Art, unvergänglich in seinem Wesen. So schon bei Calvin; denn auch in seiner Auffassung des Christentums lebt Unvergängliches und Notwendiges. So bei Rousseau, dessen Zeitbedingtes schon längst zurückgetreten ist hinter dem Wesentlichen, Unvergänglichen und Notwendigen, das wiederum allgemein gültig ist: dem Menschenrecht.

Und so beim dritten Genfer, welcher die Stadt wiederum zu einem Mittelpunkt der Welt gemacht hat: bei Jean Henry Dunant. Aus dem zufälligen Anblick leidender Soldaten entsteht der Gedanke an das sinnlose Leid überhaupt. Die erste Regung ist diejenige der Hilfe und Linderung; aber sie erhebt sich sofort ins Allgemeine und Menschliche überhaupt: das sinnlose Leiden muß überwunden werden, und weil der Krieg sinnloses Leiden schafft, muß er überwunden werden. Das Rote Kreuz war für seinen Gründer nur der erste und vielleicht entscheidende Schritt zur vollständigen Überwindung des Krieges. General Dufour hat das verstanden; heute versteht man es nicht mehr, weil man den Urchristen Dunant mit seinen gefährlichen Gedanken über Staat und Kirche wohl als Samariter, aber nicht als das brauchen kann, was er gleich Calvin und Rousseau war: als Revolutionär des Geistes. Besser gesagt: als Revolutionär der unbedingten Menschlichkeit.

So strahlen von Genf aus Gedanken wie Sprengkörper in alle Welt hinaus, um be-

stehende Ordnungen zu erschüttern. Sie strahlen zurück nach Genf: als Stadt aller Völker wird Genf gewählt, eine vom Amerikaner Wilson gewollte Huldigung vor ihrem großen Geiste und ihren drei Großen Calvin, Rousseau und Dunant; sie wird die Stadt des Roten Kreuzes, ein Segen für Millionen, denen der Krieg jede menschliche Verbindung zerstört, und eine Hoffnung für alle Völker.

Der Schweiz aber mag die Geschichte Genfs zeigen, daß enge Grenzen kein Hindernis bilden um bedeutungsvoll, ja entscheidend für die Geschichte der Menschheit zu sein.

Juli 1942

Ptolemäus oder Kopernikus?

Die Menschen des Altertums, die nicht durch Kino, Radio und Motorenlärm am Nachdenken gehindert wurden und die geistigen Fähigkeiten in der «Zerstreuung» verloren wie wir, hatten das Bedürfnis, sich über die Welt ein klares Bild zu machen. Deshalb betrachteten sie vor allem den schönen Himmel, gaben den Sternen liebevolle und vielsagende Namen und bauten sich so eine Weltordnung auf, die dem Schöpfer Ehre machte, wie dies schon aus der Bibel zu ersehen ist. Aber es war nicht leicht, mit den damaligen Geräten alles zu ergründen. Da kam etwa 200 Jahre vor Christi Geburt ein kluger Mann nach Alexandria in Ägypten, der alle Weisheit seiner Zeit, Wahrheit und Irrtum, in sich aufgenommen hatte und daraus ein einheitliches Weltbild schuf. Er hieß Claudius Ptolemäus, und deshalb nannte man sein «System» das ptolemäische System. Darnach

stand unsere Erde im Mittelpunkt der ganzen Welt. Um sie drehte sich die Sonne, der Mond und der ganze Sternenhimmel. Das Altertum übernahm diese Ansicht. Das Christentum übernahm sie ebenfalls, schon weil sie der Schöpfungs- und Heilsgeschichte entsprach. Gott schuf die Erde, um sie herum die Gestirne und zuletzt den Menschen, den er über alles setzte. So wurde sogar der kleine Mensch zum Mittelpunkt der ganzen Welt. Aber er sollte ein Geschöpf Gottes bleiben, und weil er dies nicht blieb, kam Christus, um ihn wieder zu Gott zu führen. Das Altertum verging; aber immer drehte sich die Sonne um die Erde. Das römische Weltreich starb langsam an einer chronischen Deflation; die Sonne schaute zu und drehte sich dabei um die Erde. Karl der Große baute ein neues Reich auf, das wieder verging; immer drehte sich die Sonne um die Erde. Und so ging es bis zum 15. Jahrhundert, das soviel alte Weisheit über den Haufen warf. Columbus fuhr nach Amerika, weil er sich sagte, wenn die Erde eine Kugel ist, so muß man hinten herum genau so gut nach Indien kommen wie vorn herum. Hus grub das alte Christentum wieder aus, weshalb er in Konstanz verbrannt wurde und dort eine Gedenktafel erhielt, welche die Nationalsozialisten jetzt wieder entfernt haben. In allen Ländern regte sich der neue Mensch, rieb sich den Schlaf des Mittelalters aus den Augen und begann eine neue Zeit. Die Sonne schaute zu und drehte sich dabei um die Erde.

Aber da gab es im Jahre 1543, drei Jahre vor Luthers Tod, einen frommen und gelehrten Mann, der gab ein lateinisches Buch heraus, welches das alte Weltbild einfach über den Haufen warf. Es war, wie sein Titel sagte, eine wahrhafte Revolution, auch wenn unter diesem Worte nur die Bewegungen der Gestirne gemeint waren. Der Mann hieß Kopernikus. Er wollte keinen

Umsturz, er suchte bloß die Wahrheit. Und da fand er: Ptolemäus hat Unrecht; was die Menschen fast zweitausend Jahre lang geglaubt haben, das stimmt gar nicht. Die Sonne dreht sich nicht um die Erde; es ist gerade umgekehrt: die Erde dreht sich um die Sonne. Es währte einige Zeit, bis die Menschen merkten, was diese Entdeckung bedeutete. Das war ja die völlige Zerstörung des alten Weltbildes. Die Erde, und mit ihr der kleine Mensch, wurde gleichsam abgesetzt und aus dem Mittelpunkt der Welt herausgeworfen. Das ging nicht; man mußte die neue Lehre bekämpfen. Und so gerieten die Menschen wider einander. Die einen riefen: es bleibt bei Ptolemäus; die andern riefen: Kopernikus hat recht. Wie heftig der Streit geführt wurde, hat der alte Galilei noch im Jahre 1633 erfahren, als die Kirchenherren ihn trotz seiner fast 70 Jahre foltern wollten, weil er der neuen Lehre anhing. Er schwur sie ab, um sich unnütze Qualen zu ersparen; aber als er abtreten durfte, sagte er: und sie dreht sich halt doch. Ich stelle mir vor, daß es in diesem leidenschaftlichen Streit um Ptolemäus und Kopernikus viele wohlmeinende Leute gab, die sagten: könnte man nicht den nutzlosen Zank begraben und sich statt dessen auf einer mittleren Linie finden? Gehen die Ansichten, richtig betrachtet, wirklich soweit auseinander, daß sie sich bei allseitigem gutem Willen nicht vereinigen ließen, etwa indem man zugesteht: halbwegs bleibt es bei Ptolemäus und halbwegs hat Kopernikus recht? Also bauen wir das neue Weltbild aus Ptolemäus und Kopernikus zusammen auf, und dann ist die Sache entschieden. Es ging beim besten Willen nicht. Denn entweder dreht sich die Sonne um die Erde oder umgekehrt. Es war unmöglich, um des Friedens willen beide Ansichten zu mildern und dann zu vereinigen. Was aber geschah? Kopernikus behielt recht, und die Menschen

gewöhnten sich daran, daß sich die Erde, und mit ihr eine ganze Schar von Planeten um die Sonne drehte. Und der Sieg dieser neuen Wahrheit öffnete das Tor zu weiteren wunderbaren Erkenntnissen der Gesetze der Schöpfung.

Der Leser wird ahnen, daß ich diese Geschichte nicht erzähle, um für einen Augenblick aus der trüben Gegenwart zu flüchten. Wir erleben heute wieder den alten Streit um Ptolemäus oder Kopernikus, nur auf einem anderen Gebiete, leider gerade auf demjenigen Gebiete, auf welchem die Entscheidung über Bestand oder Untergang der europäischen Kulturwelt fällt. Es ist das Gebiet der Volkswirtschaft. Daß wir da erst am Anfang der Erkenntnis und der ordnenden Tätigkeit stehen, sieht heute jeder ein. Aber nach welchem volkswirtschaftlichen «Weltbild» soll man handeln? Da hat vor bald hundert Jahren der Marxismus versucht, die Antwort zu geben. Er sagte sich: alles dreht sich um die Waren, um die Produktion, die ganze Wirtschaft und auch das Geld. Deshalb muß man, um Ordnung und wirtschaftliche Gerechtigkeit zu schaffen, bei der Produktion einsetzen. Dies ist die Hauptsache: das Geld und die durch das Geld bewirkte Verteilung der Waren ist nur eine Nebensache. Wie Ptolemäus die Erde, so stellte Marx die Produktion in den Mittelpunkt seines wirtschaftlichen Weltbildes. Und daraus zog er den Schluß: die Produktionsmittel, Fabriken, Maschinen usw. müssen sozialisiert, vergesellschaftet werden. Auf dieser Lehre baute sich der Sozialismus auf und wurde zur politischen Macht, die sogar in einigen Staaten regieren durfte. Aber merkwürdig: es ging nicht. Es ging nicht einmal in Rußland, wo man doch den reinen Marxismus in die Tat umsetzen konnte. Unbefangene Leute sagten schon damals, es muß in dieser Lehre ein Fehler stecken.

Gewiß, es steckt ein Fehler darin. Und diesen Fehler hat der volkswirtschaftliche Kopernikus Silvio Gesell schon vor bald 50 Jahren aufgedeckt. Er entdeckte wie sein astronomischer Vorgänger, daß die Sache gerade umgekehrt ist: das Geld dreht sich nicht um die Ware, wohl aber die Ware um das Geld. Im Mittelpunkt des volkswirtschaftlichen Weltbildes steht nicht die Produktion, sondern das Geld, das den Absatz, die Verteilung besorgt oder nicht besorgt. Und darum muß, um Ordnung und wirtschaftliche Gerechtigkeit zu schaffen, die Geldversorgung des Landes nach klaren und widerspruchslosen Gesetzen geregelt werden.

Aber nun geht, genau wie vor 400 Jahren, der Streit los. Die einen halten am Alten fest und sagen: Marx-Ptolemäus hat recht, daran gibt es nichts zu rütteln. Die anderen sagen: nein, Gesell-Kopernikus hat recht; seine Entdeckung ist die neue Wahrheit, welche endlich Ordnung in das wirtschaftliche Weltbild bringen wird. So streiten sich Sozialisten und Freiwirtschaftler. Die Bürgerlichen lehnen die neue Lehre ab, mischen sich aber sonst nicht in den Streit, weil sie selber ohnedies kein eigenes Weltbild in diesen Dingen haben. Hingegen gibt es auch heute wieder viele wohlmeinende Leute, die sagen: könnte man nicht diesen nutzlosen Zank begraben? Ihr meint es doch beide gut mit dem arbeitenden Volk; ihr wollt beide nur das Beste für das Land. Könnte man sich da nicht auf einer mittleren Linie treffen? Die Sozialisten kommen ein wenig entgegen und die Freiwirtschaftler auch. Beide schneiden um des Friedens willen die letzten Folgerungen ihrer Lehre ab, schließen ein Bündnis und kämpfen gemeinsam für das neue Ziel: halb Sozialismus, halb Freiwirtschaft!

Diesen wohlmeinenden Leuten müssen wir antworten: so sehr wir den Frieden und

die gemeinsame Arbeit ersehnen, so unmöglich ist es, beide Lehren erst zu mildern und dann zu vereinigen. Zwischen Marx und Gesell gibt es so wenig eine mittlere Linie wie zwischen Ptolemäus und Kopernikus. Denn entweder dreht sich das Geld um die Ware oder die Ware um das Geld. Entweder trägt die Ware das Geld vom Verbraucher zum Hersteller oder das Geld trägt die Ware vom Hersteller zum Verbraucher. Eine Verschmelzung dieser beiden «Weltbilder» mit verschiedenen Mittelpunkten gibt es nicht; entweder ist das eine richtig, dann muß das andere falsch sein, oder umgekehrt. Eine Einheit zwischen den beiden gibt es nicht. Und darum muß die Geschichte ihren Lauf nehmen, bis auch hier — Kopernikus gesiegt haben wird.

Dezember 1938

Madame Thermidor

Ein Engländer oder Amerikaner mit dem bekannten Namen Wilson hat ein Buch «Madame Thermidor» geschrieben, das ich jedem Leser empfehlen möchte. Es behandelt das Leben der berühmten Frau Therese, die als Gräfin, als Geliebte des Volkstribunen Tallien, des Diktators Barras und des Großbankiers und Spekulanten Ouvrard eine wichtige Rolle in der französischen Revolution gespielt hat. Jene bewegte Zeit weist eine große Zahl hervorragender Männer und Frauen auf, deren Leben wir heute noch mit gespannter Anteilnahme verfolgen. Dabei zeigt die große Umgestaltung, auf der unser ganzes heutiges Leben beruht, immer neue Züge. Man glaubt, den Verlauf der Dinge und ihre tieferen Ursachen vollständig zu kennen und macht die Entdeckung, daß immer wieder neue Beweg-

gründe, neue Zusammenhänge und neue Schlaglichter zu finden sind. Es scheint, als ob die französische Revolution geradezu unerschöpflich wäre. Vielleicht ist sie es auch. Jedenfalls hängt unsere Zeit stärker und tiefer mit ihr zusammen, als wir das gewöhnlich annehmen; die Erfüllung der größten abendländischen Revolution der Neuzeit steht erst noch bevor und erschöpft sich keineswegs in einigen politischen Rechten.

Diese Frau Therese, die mit 15 Jahren einen französischen Grafen heiratete und von bezaubernder Schönheit gewesen sein muß, war die Tochter des spanischen Bankiers Cabarrus. Sie hatte in Frankreich während der Revolution und unter Napoleon eine ganz bestimmte Aufgabe zu erfüllen, der sie sich mit größtem Geschick und teilweise ebenso großem Erfolg unterzog: sie hatte dafür zu sorgen, daß der Einfluß der Hochfinanz auf den Staat trotz aller Wirren nicht verloren ging. Sie mußte verhindern, daß sich der Staat von den Ketten der Finanzmächte befreite. Er mußte Schuldner sein und bleiben, er mußte seinen Geldbedarf durch Anleihen decken, damit seine natürlichen Einkünfte aus Steuern und Nationalvermögen vor allem für den Zins, für das arbeitslose Einkommen, verwendet werden mußten. Wir erleben dabei einen großartigen Kampf: auf der einen Seite ein Volk, das sich gegen jede politische und wirtschaftliche Knechtung aufbäumt, auf der andern Seite einige wenige Finanzleute, denen es durch Geld, durch Bestechung, durch schöne Frauen, durch scheinbare Hilfe großzügigster Art immer wieder gelingt, Schlingen zu legen, in denen sich die maßgebenden Leute im Staate unrettbar verfangen.

Im Grunde genommen beruhte die Vorherrschaft der Finanz schon damals auf einem sehr einfachen Mittel: man muß ver-

hüten, daß der Staat und seine maßgebenden Leute hinter das Geheimnis des Geldes kommen. Solange er dieses Geheimnis nicht kennt, ist er immer den wenigen Fachleuten ausgeliefert, die es sehr wohl kennen und anzuwenden wissen. Der Staat braucht Geld. Er holt dies durch Steuern und Abgaben aus der Wirtschaft heraus. Das geht, wenn die Wirtschaft ihrerseits Geld genug zur Verfügung hat, um blühen zu können. Aber es geht nicht, wenn es gelingt, die Staatsausgaben ins Ungemessene zu steigern oder die Wirtschaft zu stören. Dann kommt sehr rasch der von der Finanz ersehnte Augenblick: der Staat braucht Anleihen. Einmal angefangen, kommt er nicht mehr aus den Klauen heraus. Die Zinsen fressen die natürlichen Einkünfte auf. Um alte Schulden zu bezahlen, muß er neue machen, was man mit «Konversion» bezeichnet. Schließlich teilt sich der ganze Staatshaushalt in zwei Hälften: mit der einen Hälfte mag der Staat seine Beamten bezahlen, seine Werke ausführen, seine ganze Tätigkeit in Gang halten; aber die andere Hälfte dient dem Zinsendienst und geht vor: erst die Zinsen, dann die andern Ausgaben. Hand in Hand damit geht der Einfluß des Gläubigers: wo er Geld zu fordern hat, da will er auch mitreden. Und so sehen wir, wie ganz Frankreich den Bankiers, vor allem dem berühmten Necker, ausgeliefert ist. Schon damals sagten sie alle die gleichen Sprüche wie heute: wir brauchen einen gesunden, kreditfähigen Staat, wir brauchen eine gesunde Währung, wie nur wir Bankleute sie schaffen können. Unter einem «kreditfähigen Staat» verstanden sie einen Staat, der Schulden machte und sein Volk im Zügel hielt, damit die Zinsen pünktlich bezahlt werden konnten. Unter einer «gesunden Währung» verstanden sie ein Metallgeld, das die Finanzleute einlagern konnten, um der Volkswirtschaft den

Hals zuzuschnüren, wenn sie reich und übermütig wurde und durch den natürlichen Wohlstand auf die Zinsen drückte. Mit einem solchen Staat konnte man die besten und größten Geschäfte machen, nicht nur als Geldverleiher, sondern auch als Lieferant für alles, was er braucht, vor allem für das Heer.

Man sieht förmlich, wie bei der französischen Revolution Volk und Regierung, Stand gegen Stand aufgehetzt werden, um sich gegenseitig zu vernichten, während im Hintergrund die Hochfinanz auf der Lauer liegt und wartet: macht ruhig eure Revolution, wir werden euch schon wieder zur Vernunft bringen. Und tatsächlich hat sie alle wieder zur «Vernunft» gebracht, bis auf zwei Männer, welche das ganze Spiel durchschauten: Robespierre und Napoleon. Man kennt den tugendhaften Advokaten Robespierre nur als grausamen Blutmenschen, der alle Gegner auf die Guillotine schickte. Man kennt ihn nicht als denjenigen Mann, der den gewaltigen Versuch unternommen hat, sein Volk aus den Klauen der Finanzmänner und des Goldes zu befreien: durch sein Papiergeld, durch die sogenannten Assignaten, die als staatlich verwaltetes Gesetzesgeld den Staat und das Volk von den in Paris, Wien, Frankfurt und London lagernden Goldhaufen unabhängig machen sollten. Mit Schrecken sahen die Finanzleute, daß der Versuch gelang: die Wirtschaft kam in Ordnung, der Staat drohte aus den Schulden und Zinslasten herauszukommen, die «Hilfe» der großen Geldleute wurde überflüssig. Auf ihrem eigenen Gebiete, auf demjenigen des geheimnisvollen Geldwesens, sollte die allmächtige Hochfinanz geschlagen werden. Das durfte nicht sein. Und so führte sie ein Bubenstück durch, das in seiner Größe und Gemeinheit an die Inflation der Neuzeit erinnert: durch ihren Einfluß bei den Ver-

waltern der neuen Währung und durch Ausgabe von gefälschten Banknoten brachte sie es fertig, daß aus dem neuen Geld eine furchtbare Inflation entstand, daß es entwertet wurde und niemand dafür Waren geben wollte. Jetzt hatte sie erreicht, was sie wollte: das Volk, das ja dieses Spiel nicht durchschaute, kehrte zum Glauben an das Gold zurück, an jenes Gold, das nur die Hochfinanz in den Händen hatte. Robespierre mußte stürzen. Im Vordergrund hieß es: der Blutmensch muß fallen, wir dulden keinen Terror mehr. Im Hintergrund aber hieß es: der Mann, der den gefährlichen Angriff auf die Hochfinanz unternommen hat, muß fallen: wir dulden nicht, daß ein anderer uns in die Geheimnisse des Geldwesens hineinpfuscht. Denn auf diesem Geheimnis beruht unsere Herrschaft.

Mit Robespierre hat auch der große Napoleon dieses Spiel klar durchschaut. Sein Haß gegen die Finanzleute, die Wucherer und Diebe, wie er sie nannte, war grenzenlos. Man sieht in ihm nur den ehrgeizigen Heerführer, der durch seine Siege unsterblich werden wollte. Aber er war mehr als das, und wenn heute noch im Volk eine fast unverständliche Verehrung für den großen Kaiser vorhanden ist, so ist dies eine Nachwirkung jenes Eindrucks, den das französische Volk damals von ihm hatte: auch er wollte den Staat aus den Klauen der Finanz befreien. Aber er wagte den Versuch Robespierres nicht zu wiederholen; die Erfahrungen der Assignaten-Wirtschaft waren noch nicht vergessen. Dafür sprang er mit den einzelnen Geldleuten um, daß ihnen Hören und Sehen verging. Den schlimmsten von ihnen, eben den Geliebten der Madame Thermidor, Ouvrard, sperrte er wiederholt ins Gefängnis. Sie selbst ließ alle ihre Reize und Künste spielen, um den gefährlichen Gegner zu gewinnen. Aber es gelang ihr nicht. Noch in seiner Verbannung auf

St. Helena sagt er: die Armeelieferanten und Finanziere stellten die Klasse dar, die vor allem meinen Ärger erregt. Ich bezeichnete sie als eine Geißel und Plage der Nation . . .

Aber auch Napoleon mußte unterliegen. Sein schlimmster Gegner war nicht das englische Volk, sondern London, die City, der Mittelpunkt der Hochfinanz und des Goldhandels. Der große Kaiser war nicht deshalb gefährlich, weil er Österreich bedrängte, über einige deutsche Staaten regierte und von einem europäischen Völkerbund träumte. Er war gefährlich, weil er den Staat aus den Schulden befreien und die Macht der Geldleute brechen wollte. Darum floß das englische Gold in alle Staaten, um überall Heere aufzustellen, die den Kaiser des Volkes vernichten mußten. Darum floß das englische Gold auch zu den Ministern Napoleons, bis sie ihn verrieten und er, von allen verlassen, der Gefangene der Engländer wurde. Und so groß deren Großmut gegenüber besiegten Feinden sonst war: die Angst vor diesem entschlossenen Gegner der Hochfinanz war so groß geworden, daß sie ihn nach St. Helena, einer kleinen Insel im Ozean verbrachten.

Madame Thermidor, die Geliebte eines Revolutionärs und Agentin der Hochfinanz, hatte auch über Napoleon gesiegt. Nach seinem Sturz wurde alles wieder «gesund»: die Währung, mit der man Inflation und Deflation machen kann, und der Staat, der Schulden macht und Zinsen bezahlt. Die Geldmacht war gerettet.

Und heute? Heute durchschauen wir das Spiel besser als die Zeitgenossen von damals. Das Geheimnis des Geldwesens ist enthüllt und es ist, trotz aller Wirrnisse, nur noch eine Frage der Zeit, daß das große Werk der französischen Revolution endlich vollendet werde.

Januar 1936

Mutter und Tochter

Manchmal erscheint mir die Geschichte Europas in einer großartigen Vision wie die Geschichte einer Tochter, die sich einmal, in alter, grauer Zeit, von ihrer Mutter losgerissen hat, um das Leben auf eigene Faust zu leben und der mütterlichen Aufsicht ledig zu sein. Aber wie sie älter geworden ist, kehrt sie, ermattet von den eigenen Leidenenschaften und Zügellosigkeiten, zögernd und widerwillig und doch von einer unwiderstehlichen Gewalt getrieben wieder zu ihrer Mutter zurück. Die Mutter aber heißt Asien.

Europa ist kein Erdteil, sondern bloß der Zipfel eines solchen. Es ist ein Anhängsel von Asien und liegt neben Asien, so wie ein Kind neben der Mutter im Grase sitzt und sie festhält, um sie nicht zu verlieren. Asien aber ist die geheimnisvolle Wiege der Menschheit. In Asien wurden Bücher gedruckt und seidene Kleider angezogen, als Europa noch ein riesiger Urwald war. Von Asien aus ist Europa bevölkert worden, und wenn Griechen und Römer und Germanen das Wort «Vater» aussprechen, so verriet schon ihre Sprache die gleiche Abstammung von der fernen asiatischen Mutter. Wie alles zugegangen ist, wissen wir nicht. Die Jugendzeit Europas liegt mehr oder weniger im Dunkeln wie so vieles andere, das wir gerne wissen möchten. Vielleicht liegen irgendwo im Tibet oder Indien noch alte Bücher in geheimnisvollen Sprachen in ebenso geheimnisvollen Tempeln und Klöstern herum, die uns Auskunft geben könnten, wenn wir sie verstünden. Und wahrscheinlich könnten wir auch vieles aus den uralten Mythen der Griechen holen, wenn sie uns nicht so fremd geworden wären.

Zu der Zeit aber, die uns die erste Kunde hinterlassen hat, ging Europa, die Tochter

Asias, schon ihre eigenen Wege. In Griechenland zeigte sie zum ersten Male, was sie leisten kann. Von dieser ersten Leistung zehren wir heute noch. Unsere Kunst, unsere Philosophie, unsere ganze Kultur ist ohne die alte griechische Kultur gar nicht denkbar. Woher aber hatte Griechenland den lebhaften Geist und die erstaunlichen Gaben? Stand es trotz des eigenwilligen Wesens immer noch unter dem Einfluß der Mutter? Hatte sie gar noch Verbindung mit ihr? Wir wissen heute, daß auch die griechische Kultur nicht einfach aus dem Boden herausgewachsen ist wie eine wilde Pflanze. Griechenland erstieg in kurzen Jahrhunderten einen fast unbegreiflichen Höhepunkt der Kultur; aber es scheiterte am politischen Problem, man könnte fast sagen: an den Versuchen, Einheit und Vielheit zu versöhnen, die Lebendigkeit des Individuellen mit der Stabilität des Gemeinsamen zu vereinigen. Noch heute gibt es kaum ein Problem und Wissensgebiet, bei welchem wir uns nicht griechischer Ausdrücke bedienen müßten; wer von Philosophie, Politik, Logik, Ethik spricht, der redet griechisch. Das sagt genug über die Leistungen der alten Griechen.

Dann kamen die Römer. Homers Gesänge von den Heldentaten in Troja und Anakreons Liebeslieder sind verklungen; dafür kommen die Gesetze, der Staat, die Macht, das Recht. Und wiederum bringt Europa es zu einer Leistung, deren Bedeutung uns kaum bewußt wird. Die Ausgestaltung des menschlichen Zusammenlebens als Objekt bewußten Handelns und mehr noch: als Objekt systematischen Denkens zu betrachten, ist eine Leistung des menschlichen Geistes, die man neben die höchsten Kulturleistungen Griechenlands stellen muß. Wer von Staat, Justiz, Obligationenrecht, Prozeß, Konkurs redet, der redet lateinisch. Zugleich erhielt damals der Begriff «Euro-

pa» seine bestimmtere Abgrenzung. Die nordischen Länder waren dem Süden allerdings noch fremd und unheimlich; aber England gehörte doch bereits zu Europa. Der Höhepunkt ist die gewaltige Zusammenfassung des bekannten und unbekannten Europa in einem einzigen Reiche, das auch asiatische Gebiete umfaßte. Tatsächlich war Kleinasien damals ein Teil von Europa.

Im Zerfall des Römerreiches liegen die Wurzeln des heutigen Europa. Aber bevor sich die einzelnen Tochterstaaten und Sprachen ausbildeten, kam jene gewaltige Vermischung aller Völkerschaften, die man Völkerwanderung nennt. Wer denkt heute noch daran, daß in Unteritalien reinblütige Germanen, in Spanien die ebenso germanischen Goten wohnten? Daß Frankreich seinen Namen noch heute von dem germanischen Stamm der Franken hat?

Es bilden sich die Nationalitäten. Aus dem Lateinischen entstand hier das Italienische, dort das Französische, in Rätien das Romanische und auf der reichen Pyrenäen-Halbinsel das Spanische. Im Norden aber behauptete das Germanische seine Herrschaft und dehnte sie noch aus gegen Rußland. So sprachen die Völker Europas verschiedene Sprachen und verstanden sich nicht mehr. Noch Karl der Große konnte von Italien her über das Etschtal und den Ofenberg nach Zürich und Aachen reisen, ohne den Dolmetscher allzu stark zu bemühen; später war das nicht mehr möglich. Der Gedanke des umfassenden Reiches blieb erhalten. Er lebte kümmerlich in den späteren römischen Kaisern und mit neuer Kraft in Karl dem Großen und den Hohenstaufen. Aber er war schon das Privileg einer anderen Macht geworden: der aufstrebenden Kirche. In ihr setzte sich die Tradition des römischen Reiches fort. Es ist eine fast unbegreifliche Erscheinung, wie

das Christentum, zur Kirche organisiert, die Grundlagen des römischen Weltreiches in sich aufzog, ins Geistliche, Religiöse umdeutete und mit der folgerichtigen Realpolitik deren Durchführung versuchte.

Auch das Christentum ist, vom Standpunkt dieser Betrachtung aus, ein Problem. Es stammt aus Palästina. Aber ist Palästina ein Teil jenes Asiens, das die Urmutter Europas ist? Ist Palästina, mit Persien, Indien, China verglichen, nicht auch dort ein Fremdkörper? Liegt der tiefste Grund, daß die christlichen Völker trotz des friedlichen Christentums sich auch heute noch vernichten, vielleicht darin, daß sie das Christentum nicht aufnehmen, nicht in Fleisch und Blut übergehen lassen können, weil es ihnen irgendwie fremd, im tiefsten Sinne wesensfremd ist? Man vergleiche einmal, wie die Religion der Inder oder Chinesen ins Volk eingedrungen ist, wie sie ein Bestandteil des Charakters und Wesens geworden ist. Und wohlverstanden: die Forderungen jener Religion sind kaum leichter als diejenigen der christlichen. Wir können uns nicht damit entschuldigen, daß wir «erst» seit 2000 Jahren Christen sind. Die Inder töten weder Menschen noch Tiere; so verlangt es die in jedem Einzelnen lebendig wirkende Religion.

Die Kirche hält die auseinanderstrebenden Glieder Europas mühsam zusammen. Das Mittelalter ist in gewissem Sinne trotz aller Verschiedenheit als Einheit zu betrachten. Aber das Band der Kirche zerreißt, und damit fällt die letzte Fessel der nationalen Ausdehnung. Der Weg zum modernen Staate ist durch die Reformation frei geworden. Aber der Begriff des Staates enthält einen ganz andern Inhalt, vor allem eine ausgeprägte Nuance von Feindseligkeit gegenüber allem, was nicht zum eigenen Staat gehört. Noch im Dreißigjährigen Krieg kämpften keine Staaten, sondern bloße Kö-

nige oder Feldherren gegeneinander. Unter Ludwig XIV. und XV. und Friedrich dem Großen aber tritt bereits der moderne Staat aufs Schlachtfeld. Der alte Staat, sei es derjenige eines deutschen Königs oder der Berner Aristokratie, kannte keinen Militarismus; der moderne Staat aber ist untrennbar mit diesem verbunden.

Unter der Herrschaft dieses modernen Staates aber kann sich nun das Schicksal Europas erfüllen. Die Leidenschaften sind fessellos, ein gemeinsames Band besteht nicht mehr. Es kommt nicht darauf an, wer im Staate den ausschlaggebenden Einfluß besitzt; es genügt, daß der moderne Staat in seiner Ausschließlichkeit und Abgrenzung existiert, um die Selbsterfleischung Europas als logisch, irgendwie notwendig und korrekt erscheinen zu lassen, so unsinnig sie auch als Tatsache ist. Und so vollzieht sich denn das Schicksal, das die zerrüttete Tochter wieder in die Arme der alten, ewig gleichbleibenden Mutter treibt.

Wer kann die entscheidende Wendung in Rußland übersehen? Unter Peter dem Großen, vor 200 Jahren, schloß es sich entschlossen an Westeuropa an. Heute aber fühlt sich ganz Rußland ebenso entschlossen als Teil von Asien. Es ist ein furchtbares Symbol, daß aus Petersburg Leninograd geworden ist. Kleinasien aber, das Vorwerk Europas, ist gleicherweise wieder asiatisch geworden. Europa selber aber verliert ein Glied ums andere. Während sich die europäischen Völkerschaften gegenseitig vernichten, drängt das Slaventum vor. Prag scheint endgültig verloren, Wien ist zur Grenzstadt geworden, die Ostmark gehört zu Polen. Und sieht man noch, was in Asien selber vorgeht: der verzweifelte Kampf Englands um seine Stellung, das Erwachen Chinas, so erkennt man, was geschieht. Asien macht uralte Mutterrechte geltend und ruft die Tochter Europa zurück.

Und die Tochter, ermattet von den eigenen Leidenschaften und den Zügellosigkeiten, kehrt zögernd und widerwillig zurück, von jener geheimnisvollen und unwiderstehlichen Gewalt getrieben, welche die Mutter hat über alles, was aus ihr kam.

Ist damit Europas Leben zu Ende? Oder ist auch dies alles nur eine Episode? Wir wissen es nicht. Vielleicht muß man Amerika als Tochter Europas betrachten und sagen: Amerika wird die Aufgaben und Möglichkeiten Europas zu Ende führen. Aber wenn wir die gewaltige Kraft betrachten, die heute noch in Europa steckt und zum Teil in furchtbarem Bruderzwist vergeudet wird, wenn wir die unerschöpfliche Energie des europäischen Geistes erwägen, wenn wir bedenken, wie dieser kleine Zipfel von Asien der ganzen Erde seinen Stempel aufgedrückt hat, dann können wir nicht an Niedergang oder Ende denken. Die letzten zwei Jahrhunderte sind eine Verirrung, ein Götzendienst vor häßlichen Götzen. Vielleicht waren sie notwendig, wie jeder Irrtum die Stufe zu neuer Erkenntnis ist. Und so wäre die Welt erfüllt zu neuer Erkenntnis und neuen, frohen Taten, in denen die gesundete Tochter Europa frei und stolz und segensreich über die Erde schreitet.

1925

Landi 1939

Die ganze Ausstellung ist ein Lobgesang auf den Frieden. Ich weiß nicht, ob es Absicht war, die Waffenschau abseits zu stellen; jedenfalls kommt dadurch, vielleicht unbewußt, ein feiner und richtiger Gedanke zum Ausdruck. Von allen Abteilungen ist die Waffenschau am wenigsten mit dem Ganzen organisch verbunden. Das ist richtig: hier Krieg, dort Frieden. Aber die Ausstellung ist nicht nur ein Jubelgesang auf

den Frieden. Wenn ich sie nachdenklich durchwandere, so höre ich überall auch ihren Schrei, ihren angstvollen und verzweifelten Schrei nach Frieden: gebt dem Volk, den Völkern nur zehn, nur zwanzig Jahre Frieden, richtigen, in allen Tiefen und Wurzeln gesunden Frieden. Laßt einmal den Frieden «austoben», helft ihm, gebt ihm alles, was er braucht, um sich auszutoben. Gebt ihm vor allem genug Geld. Das ist es ja; wir finanzieren immer nur den Krieg. Wir vollbringen sogar die größte Leistung, die Überwindung unserer Vorurteile, nur für den Krieg. Wenn der Friede kommt und um Hilfe bittet, so heißt es: wir haben kein Geld. Oder es heißt: die Nationalbank ist nur für die legitimen Bedürfnisse der Wirtschaft da. Und so stirbt der Friede ab, weil ihm niemand großzügig und großherzig hilft. Aber stellt euch doch einmal vor: aller Fleiß, alle Tüchtigkeit, alle Erfindungsgabe, die in den Werken dieser Ausstellung stecken, ohne Krise, ohne Geldmangel, ohne die Lasten eines aufgeblähten Staates und einer unersättlichen Zinswirtschaft! Stellt euch das einmal vor: diese Werke, die Leistungen und . . . dieser Wohlstand des ganzen Volkes. Nur zehn Jahre lang! Wißt ihr, was geschehen würde? Der Krieg würde absterben, an seiner Wurzel verdorren. Er würde zur einzigen großen Sinnlosigkeit; er würde zur Unmöglichkeit. Der Tod ist nicht sinnlos; er gehört zur Schöpfung. Einmal muß jedes Herz stille stehen. Aber die Vernichtung, das Töten ist sinnlos. Man müßte den Krieg durch den Frieden erwürgen, besser gesagt: ihn aus Mangel an Nahrungszufuhr sterben lassen.

Vielleicht liegt gerade darin das einzige Mittel zur Überwindung des Krieges: einfach den sauberen, ehrlichen, von jeder Vergiftung gereinigten Frieden «laufen lassen», ihm alles gewähren, was er braucht. Ich bin überzeugt: nach kurzen zehn Jahren

würde es jeder Arbeiter ablehnen, für eine Diktatur auch nur eine Kugel zu gießen. Was müssen wir noch erleben, bis wir das richtig verstehen? Es ist eigentlich eine ganz einfache Wahrheit. Jetzt hat die Ausstellung des Friedens den dunkeln Hintergrund des Krieges. Der Gegensatz ist großartig für den, der ihn sieht. Aber gerade deshalb liegt über der ganzen Ausstellung eine Luft hastiger Vergänglichkeit, die nicht zu beschreiben, sondern nur zu spüren ist. Man hat sie dem Krieg noch rasch abgestohlen. Sie macht einen Wettlauf mit dem Krieg: kann sie ihr Dasein erfüllen oder stört er sie noch?

Zwischen Krise und Krieg ist diese Ausstellung entstanden. Stellt euch eine Landesausstellung vor, in welcher kein Wort und kein Nagel an Krise und Krieg erinnert! Eine Landesausstellung, entstanden aus dem Frieden selbst, aus seinem Wohlstand, seinem Glück, seinem Übermut!

Ein Wunschtraum? Nein! Wir gehen jetzt durch die Krise und Krieg, weil die Menschheit es seit 1918 nicht verstanden hat, dem Frieden zu helfen. Sie wird das noch lernen. Sie wird lernen, daß man beim Aufbau des Friedens nicht oben, sondern unten anfangen muß. Und dann werden wir die wahre Ausstellung des Friedens erleben, ohne den dunkeln Hintergrund von Krise und Krieg. Daran arbeiten wir.



Es braucht viel, bis unsere abgebrühten Politiker einem aufrichtigen Gefühl erliegen. Daß einfache und unverdorbene Menschen den «Höhenweg» mit steigender Ergriffenheit durchwandern, ist verständlich. Aber daß sogar einer dieser abgebrühten Politiker gesagt hat, man verlasse den Höhenweg als besserer Schweizer, ist wohl der stärkste Beweis für die Eindringlichkeit, mit welcher uns diese Abteilung das Land, das

Volk und auch den Sinn der Schweiz zeigt; denn er weiß am besten, wie schwer es ist, aus einem alten Politiker einen besseren Schweizer zu machen.

Aber gerade auf diesem Höhenweg sind die entscheidenden Dinge weggelassen worden. Wir sehen das Land und das Volk in seiner Mannigfalt; wir sehen den ersten Bundesbrief und die Bundesverfassung; wir erleben die ganze Geschichte und empfinden beglückend, daß wir in einer rein menschlichen Überlieferung verwurzelt sind, bei welcher die rein politische Staatsgründung nicht einmal die Hauptsache ist. Nebenbei bemerkt: es ist nicht nötig, daß in der Halle «Gelöbnis» ein Wächter den Besucher auffordert, den Hut abzunehmen. Wir haben ohnedies angefangen, auf Äußerlichkeiten allzu großes Gewicht zu legen, und wenn ein Besucher in ernstem Sinne vergißt, den Kopf zu entblößen, so wollen wir ihn gewähren lassen. Was aber nicht ausgestellt ist und durch keine so schöne Täuschung verschleiert werden kann, ist dies: daß weder der Bundesbrief noch die Bundesverfassung noch die menschlich reine Überlieferung und Sendung der Schweiz über dieses Land und dieses Volk herrscht, sondern das Geld. Der Höhenweg zeigt eine von der Wirklichkeit gereinigte Schweiz, eine Schweiz der Idee, die noch der Erfüllung harret. Sie zeigt, was zur Erfüllung bereits vorliegt: das Land, das Volk, die Überlieferung, die hohe Sendung. Aber sie zeigt nicht, was diese Erfüllung hintertreibt. Deshalb zeigt sie die Schweiz ohne Politiker, ohne Verwaltungsräte, ohne Banken, ohne Börsen, ohne Grundpfandschulden, ohne den Goldschatz der Nationalbank, ohne den Staatsvertrag mit der Internationalen Zahlungsbank und den Handelsteil der großen Zeitungen. Sie zeigt nicht, daß alles dies wichtiger und entscheidender ist als der alte Bundesbrief, die neue Bundes-

verfassung, die Sendung und das andauernd gespielte Vaterlandslied, das eine höchst unzeitgemäße bedingungslose Opferbereitschaft voraussetzt. Es ehrt die Besucher und ihr unverdorbenes Schweizertum, daß diese gereinigte Schweiz ihre edelsten Gefühle aufwühlt. Und es ehrt die Tüchtigkeit und den psychologischen Scharfblick der Erbauer, daß sie die wirklich herrschenden Mächte und Männer aus diesem Teil der Ausstellung verbannt haben.

Es braucht schon fast besondere Augen, um in der Ausstellung die wirkliche Schweiz, nämlich diejenige des Geldes, in ihrer ganzen Größe und Bedeutung zu sehen. Da entdeckt man einen Spruch an der Wand: das schweizerische Gastgewerbe bezahlt jährlich 13 Millionen Zins; ich glaube, die Zahl stimmt ungefähr. Oder man liest irgendwo: die schweizerische Landwirtschaft trägt eine Schuldenlast von 4,6 Milliarden Franken. Oder man vertieft sich in der Abteilung «Soll und Haben» in das Zahlengewirr unseres blühenden Bankgewerbes. Ansteigende Zahlen sind immer schön, beruhigend; sie erfüllen uns mit der Zuversicht zunehmenden Fortschritts, aufsteigender «Entwicklung». Nur vergessen wir allzu leicht, diese Zahlen zu deuten, ihren wahren Sinn zu erfassen und hinter ihnen den lebendigen Menschen zu sehen, der sie aufbaut. Der lebendige Mensch: das ist nun gerade der Mensch, der die 13 Millionen im Gastgewerbe abliefern, der Bauer, der die 4,6 Milliarden aus dem Erlös von Milch und Fleisch verzinst. Und hinter dem so zuversichtlich gestiegenen Umsatz der Banken stehen viel weniger zuversichtlich Volksgenossen jener Verwaltungsräte, denen sie mit schwerer Arbeit zu einer «blühenden Wirtschaft» mit Zinsen und Dividenden verhelfen. Man kann, wenn man will, die gesamte Grundpfandschuld der Schweiz von 9,4 Milliarden Franken als

«Frucht des Sparens» bezeichnen, denn wo ein Schuldner ist, da ist auch ein Gläubiger. Aber man kann dieselbe Zahl auch von einer ganz andern Seite aus betrachten . . .

Aber es gibt noch andere Gelegenheiten, um den Höhenweg der idealen Schweiz durch einen nüchternen Rundgang in der wirklichen Schweiz zu ergänzen. Es gibt ein Bild, das denjenigen, der es sieht, aufs tiefste erschüttert. Das heißt: es gibt viele solcher Bilder; aber ich will das deutlichste herausgreifen, weil es ein lebendes Bild ist. In der Abteilung «Kleider machen Leute» steht der große Stickautomat, eine mächtige, wundervolle Maschine. Habt ihr gesehen, wie sie arbeitet, wie sie sticht, wie sie trotz ihrer Schwere mit einer eleganten, ja phantastischen Beweglichkeit herauf, herunter, hin, her, gerade, schräg fährt, Löcher säumt, Blumen hinzaubert, lautlos, rasch geschmeidig und wie sie ein ganzes großes Stück auf einmal bearbeitet, ohne daß eine menschliche Hand sie berührt? Nur ein Aufseher ist da, geht hin und her, beobachtet sie und knüpft gelegentlich einen zerrissenen Faden. Und daneben steht die alte Handstickmaschine, auch sie in Betrieb; ein Sticker, mehr noch: die Verkörperung des Stickers überhaupt, ein älterer Mann mit der typischen Stickerbrille, mit bleichen Wangen, mit allen Furchen, welche die Wirtschaftskrise ins Gesicht gegraben hat, sitzt auf dem schrägen Stuhl, führt den Pantograph nach der Musterzeichnung, Stich um Stich. Er drückt das Pedal, der Wagen hebt sich; er dreht die Kurbel, jetzt drückt der vordere Wagen seine Nadeln ins Tuch; er dreht sie wieder, jetzt zieht sich der vordere Wagen zurück und der hintere rückt vor. So geht es, langsam, bedächtig. Und die Frau — auch sie ist die Darstellung aller Stickerfrauen — geht um die Maschi-

ne herum, knüpft zerrissene Fäden, wechselt Spulen aus und hilft dem Mann. So arbeiten beide zusammen. Daneben aber steht der Automat, das mächtige, geschmeidige Ungetüm. Da haben wir den unerbittlichen Kampf vor Augen: den Kampf des Menschen gegen die Maschine. Wie will dieser Sticker gegen seinen Gegner aufkommen? Wie will er ihn einholen, schlagen? Wie will er sich gegenüber ihm behaupten? Die ganze Tragödie zeigt sich in diesem lebendigen Bild, in diesem stummen Kampfe des Stickers gegen die Automaten.

Die ganze Tragödie? Nein, auch hier sieht man nur die Hälfte. Die andere Hälfte hat man wiederum weggelassen. Man hat weggelassen: die Deflation mit dem Zusammenbruch der Stickpreise und der Käuferkraft. Man hat weggelassen die Opferung aller Arbeit für jenen Wechselkurs, den das Gold und der Bundesrat haben wollte. Man hat weggelassen all die vielen Maschinen, die sinnlos zerschlagen werden mußten, weil die Nationalbank sich weigerte, der Wirtschaft soviel Geld zu geben, wie Menschen und Maschinen hätten haben sollen. Darum ist dieses lebendige Bild nicht ganz richtig und kann mißverstanden werden. Denn die Maschine ist nicht der Feind des Menschen; genug Geld vorausgesetzt hat sie niemanden brotlos gemacht, sondern im Gegenteil neue Arbeitsmöglichkeiten geschaffen. Aber weil diese Voraussetzung fehlte, mußte sie zum Fluche werden. Und diesen Fluch könnt ihr, leibhaftig dargestellt, in diesem erschütternden, lebendigen Bilde sehen.

☆

Darnach möchten wir etwas Freundliches betrachten. Also wenden wir uns ab vom Kampf, Not und Sterben und suchen, zum Ausgleich, das Gegenteil: die Geburt. In der Maschinenhalle wird sie uns vorgeführt,

nämlich die Geburt des Geldes. Das müßt ihr unbedingt betrachten, aber wohlverstanden; denkend betrachten. An einer hohen Maschine, die von ferne wie eine Traubenpresse aussieht, sitzt ein freundlicher Welscher, aber seine Trotte aus Stahl macht nicht weißen Neuenburger, sondern weißes Geld. Denn hier werden die Ausstellungstaler, die Fünfliber geprägt. Wie geht das zu? Der freundliche Welsche nimmt ein rundes Stück Silberblech, ein ganz gewöhnliches, glattes, blödes, nichtssagendes Stückchen Blech, das höchstens 90 Rappen kostet und, wie jedes Blech, glänzt solange es sauber ist. Er zeigt dieses Blech dem staunenden Publikum, so wie der Zauberer Beckerelli seinen berühmten Kragenknopf gezeigt hat. Und nun kommt das Wunder der Geldgeburt: der Welsche legt das Blechstück unter den starken Prägstock der Presse, drückt auf einen Hebel, der Prägstock senkt sich, hebt sich, und schon ist das Wunder geschehen: aus dem Blechstück ist ein staatlicher, amtlicher, einwandfreier Taler geworden, der ganz genau fünf Franken gilt. Durch einen leichten Hebeldruck sind aus 90 Rappen 5 Franken geworden! Das Publikum staunt ehrfürchtig vor diesem Wunder der Geldgeburt: ach, wenn man doch auch aus Blech Geld machen könnte! Aber der denkende Zuschauer merkt etwas: das Wunder ist enthüllt, das Geheimnis ist entzaubert; die ganze rätselhafte «Geldschöpfung» besteht darin, daß der Staat — oder mit dessen Bewilligung der freundliche Welsche — seinen Stempel auf ein Stück Blech drückt. Dieser Stempel ist die Hauptsache; das Silber ist ganz nebensächlich. Man braucht es bloß, weil man einen Staatsstempel schließlich nicht in die Luft hineindrücken kann. Aber man könnte ebensogut ein Stück Eisenblech, Rindsleder oder Lumpenpapier unter den Prägstock legen; das Ergebnis wäre genau dasselbe: in

jedem Fall «entsteht» ein Fünfliber, also Geld, und zwar ausschließlich deshalb, weil der Staat seinen Stempel aufdrückt und durch Gesetz erklärt, daß das mit demselben versehene Stück Blech, Rindsleder oder Lumpenpapier Geld sei. Bei der Banknote ist es ja genau dasselbe; nur verwendet man dabei nicht die Silbertrotte unseres freundlichen Welschen, sondern die Druckerpresse von Orell-Füßli Zürich oder einer Druckerei in London.

Der Staatsstempel macht jeden beliebigen Stoff, Gold, Silber, Papier, Kupfer, Nickel zu Geld: das wird dem staunenden und goldwährungsgläubigen Schweizerbürger an der Landesausstellung vorgeführt. Offenbar haben die guten Herren von der Münzstätte und der Nationalbank gar nicht an die Folgen gedacht, welche diese Entzauberung der Geldgeburts bei jedem denkenden Zuschauer hervorbringen muß: die berühmte «Dekungstheorie», in welcher heute noch die Währungsfachleute und Bundesräte die geheiligte Grundlage des Geldwesens erblicken, ist als ganz plumper und blöder Schwindel entlarvt! Oder sagen wir milder:

als Märchen und Aberglauben. In einem Buch aus dem siebzehnten oder sogar noch aus dem achtzehnten Jahrhundert habe ich ein Bild, wie man sich damals gewisse Tropenbewohner vorstellte: Menschen mit einem einzigen, aber übergroßen, flachen Fuß; wenn die Sonne gar zu heiß brennt, so glaubten unsere Vorfahren damals, so legen sich diese Menschen auf den Rücken und benützen den Fuß als Sonnenschirm. Wir lachen über diese «Kenntnis», die sogar in den Schulen ernsthaft als «Wissenschaft» vorgebracht wurde. Die «Wissenschaft» von der Golddeckung, der zuliebe wir drei Milliarden Gold aufspeichern und die ganze Volkswirtschaft opfern, ist genau so richtig und so vernünftig wie die Wissenschaft von den tropischen Plattfüßen. Man sieht es, wenn man vor dem Prägestock steht. Der einzige Unterschied besteht darin, daß wir nach 300 Jahren Erdforschung die Sonnenschirm-Füße endlich aufgegeben haben, während wir die Golddeckungsmärchen immer noch weiterschleppen. Leider hat es zu schlimmen Folgen, um eine fröhliche Wissenschaft zu sein.

Juli 1939

Aus meinem Blaubuch

Die Uniform

Der Schüler sagt: manchmal versuche ich, mir die Gefühle eines Soldaten vorzustellen, der auf den Befehl seines Vorgesetzten einer jammernden Bauernfamilie Hab und Gut wegnimmt, Geiseln erschießt oder als Vergeltung ein ganzes Dorf niederbrennen hilft. Dann quält mich der Zweifel: ist der Mensch seinem Wesen nach wirklich so böse, wie es die großen Religionsstifter oder Menschenverächter der Geschichte angenommen haben? Vermag die ganze sogenannte Kultur an seinem innersten Wesen nichts zu ändern, etwa so, daß er das, was wir das «Menschliche» nennen, in keiner Lage seines Lebens verlieren kann?

Der Lehrer antwortet: die Christen beantworten deine Frage mit der Lehre von der Erbsünde. Wir müssen jedenfalls gestehen, daß sie nicht leicht zu beantworten ist; denn der Mensch ist keine feste Größe, und der Umstände und Kräfte, welche sein Wesen bestimmen oder verändern, sind eine ganze Menge. Jeder Versuch, Rückfälle in das Unmenschliche auf eine einzige Triebkraft, eine einzige Ursache zurückzuführen, ist einseitig und immer falsch und richtig zugleich.

Überblicken wir die geistigen Verheerungen und sittlichen Zerstörungen, welche das Unrecht des Wirtschaftslebens zur Folge hat? Kennen wir die dunklen Hintergründe, die einem wohlgezogenen Menschen und vielleicht auch ein Volk auf die Bahn des Verbrechens treiben? Warum scheint ein Geschlecht vom höchsten sittlichen Mute, ein anderes von erbärmlicher Feigheit erfüllt zu sein? Es ist möglich, daß wir tiefgründige Erklärungen für Dinge suchen, die mit einem denkbar oberflächlichen Gemisch von Überlieferung, Gewohnheit und der alten Neigung, es den andern

gleich zu tun, leicht zu erklären sind. Kennst du die Legende von der Uniform? Ich will sie dir erzählen:

Der Teufel hat im Verlauf der Geschichte vieles lernen müssen; aber eines ist ihm geblieben: er war von jeher ein guter Seelenkenner. Darum hielt er sich stets an das Greifbare, Handfeste, Überzeugende. Er verzichtete bewußt auf die Verkündigung einer Lehre oder auf die theoretische Widerlegung einer Wahrheit. Das zeigt schon die Geschichte vom Sündenfall, wo er übrigens — nebenbei bemerkt — ausnahmsweise die Wahrheit sagt; denn Adam und Eva starben nicht, nachdem sie die Frucht vom Baume der Erkenntnis versucht hatten. Und der Herr vertrieb sie aus dem Paradies, weil er nicht ohne Grund fürchtete, sie würden auch noch die Frucht des Lebensbaumes versuchen und dann «werden wie unsereiner und ewiglich leben», wie es in der Schrift heißt. Denn schon die Erkenntnis des Guten und Bösen erhob den Menschen über die andern Geschöpfe und rückte ihn in die Nähe des Schöpfers selbst. Gerade das sollte das Verbot verhindern. Der Teufel befaßte sich nicht lange mit dieser Lehre; er machte Eva auf die schöne Frucht aufmerksam und ermunterte sie ganz einfach, den Versuch zu unternehmen, dessen Ergebnis überzeugender wirken mußte als eine lange Erklärung.

Aber es geschah wie immer: im Grunde genommen arbeitet der Teufel gegen sich. Die Erkenntnis von gut und böse machte die Menschen noch nicht gut; aber sie zeigte ihnen den Weg, das Ziel. Und der Herr half ihnen durch Propheten, Seher und Gesetzgeber, bis die Zeit erfüllt war. Als Christus kam, fiel es dem Teufel nicht ein, seine neue Lehre, seine Erfüllung des Gesetzes zu widerlegen. Das konnte er den Pharisäern und anerkannten Professoren, die man Schriftgelehrte nannte, überlassen. Er hielt

sich wieder an das Greifbare, Handfeste, Überzeugende: der Stein wird zu Brot, die dummen Menschen gewinnst du mit einem kleinen Wunder, bei dem ich dir helfen werde; machen wir gemeinsame Sache, und du wirst leicht über die ganze Herrlichkeit der Welt herrschen. Christus widerstand der Versuchung; aber die Schrift berichtet, daß er vierzig Tage in der Wüste blieb.

Da war nun der Weg wieder frei für den Aufstieg der Menschen. Gut und böse hatten einen Sinn bekommen, der den Menschen des Abendlandes formte; er hieß Freiheit und Verantwortung. Die alten Torheiten dauerten an: Fürsten und Völker zogen in den Krieg, töteten und brandschatzten, wie es Sitte war. Aber dahinter regte sich das andere immer stärker: der freie Mensch, der sich der Herde entwand und die Verantwortung für sein Tun selber übernahm, sich selber zum Richter seines Lebens machte, gut und böse selber nach den höchsten Geboten bestimmte. Wenn diese Menschheit aufkam, die Freiheit und Verantwortung auf sich nahm und sich aus aller Verwirrung wieder erhob: dann hatte der Teufel sein Spiel verloren.

Wann er die Uniform erfand, wissen wir nicht. Vielleicht zeigte ihm, wie manchem Entdecker, ein Zufall die ungeheuerlichen und unvorstellbaren Möglichkeiten, welche in der gleichen Bekleidung aller Menschen enthalten sind. In den alten Freiheitskriegen zog jeder auf seine Art ins Feld, als Zivilist mit einer beliebigen Waffe. Später entstand der Krieger als Kaste, als Beruf, und es war nichts Besonderes dabei. Aber vielleicht stand der Teufel einmal als Kriegsminister neben einem König und schaute den Übungen der Soldaten zu, die zur bloßen Spielerei in dasselbe prunkvolle und sinnlose Kleid gekleidet waren. Sie machten dumme Bewegungen gegen die Natur des gesunden Körpers; sie verwarfen die Beine auf den

Befehl irgend eines Kerls, der ebenfalls in farbigen Tüchern und schimmernden Kreuzbändern eingepackt war. Da erkannte der Teufel die ungeheure Bedeutung der Uniform. Sie ließ den Menschen auf sein Menschentum verzichten; sie machte ihn zur eingekleideten Maschine; das gemeinsame farbige Tuch zerstörte im Menschen die persönliche Freiheit und die persönliche Verantwortung für das, was er tat. Es schwächte seinen Mut und stärkte seine Feigheit. Was gut und böse war, das entschied er nicht mehr selbst; das überließ er dem Feldweibel oder dem König oder dem Staate. Was alle andern taten: das war richtig. Was der Staat befahl, das war richtig. In dem Augenblick, da der Mensch die Uniform anzieht, vollzieht sich eine grundlegende Wandlung: er ist von der Verantwortung befreit. Man kann es auch anders, gelehrter sagen: Die Erkenntnis von gut und böse hatte den Menschen zum Subjekt, zur geistigen Krone der Schöpfung gemacht; Freiheit und Verantwortung zeigten ihm das Ziel höchsten Menschentums. Und was machte die Uniform? Sie zerschlug das alles; sie machte den Menschen zum Objekt, zum Objekt des Staates, zum Objekt einer herrschenden Schicht, zum Objekt einer Verwaltung. Sie entseelte den Menschen; sie verwies sein Bestes in ein gesondertes Dasein, in das — Zivilleben.

Seither reist der Teufel auf Uniformen. Er flüstert dem Staatsmann zu: gib deinen Beamten kleidsame Uniformen; dann sind sie hinter deinen Schaltern nicht mehr Menschen oder Bürger; dann sind sie Beamte. Stecke dein ganzes Volk in die Uniform; laß sie im gleichen Schritt und Tritt, Schulter an Schulter, marschieren. Du wirst sehen, was du mit solchen Menschen anfangen kannst. Dem ehrgeizigen Streber flüstert der Teufel zu: gib deinen Anhängern wenigstens ein gleichfarbiges Hemd,

ein schwarzes, ein braunes, ein grünes, das ist gleichgültig. Gib ihnen gleiche Hosen, gleiche Blusen und stramme Stiefel; dann laufen sie dir scharenweise zu, nicht zuletzt die Weiblein, die für eine schneidige Kompagnie ein ganzes Jahrhundert Pazifismus draufgeben. Und du wirst sehen, was du mit deinen Scharen anstellen kannst. Auf deinen Befehl schlagen sie jeden Mitbürger tot und begehen jede Greuelthat. Denn die Uniform zerstört ihr Menschentum, ihre eigene Verantwortung.

So hat der Teufel unser Jahrhundert erobert. Er stritt nicht um Theorien; er widerlegte nicht das Christentum oder andere Sittenlehren. Er steckte ganz einfach die Menschheit in die Uniform. Er wurde zum Tuchfabrikanten, zum Armee- und Staatslieferanten. Er hielt sich, wie immer, an das Greifbare, Handfeste, Überzeugende: an das gute, farbige Tuch.

Und nun verstehst du, was wir wenigen freien Geister zu tun haben: wir haben darum zu kämpfen, daß immer mehr Menschen — ihre Uniform ausziehen und mit der Zivilkleidung vertauschen. Denn zivil: du kennst ja die Bedeutung dieses Fremdwortes.

Verrat

Der Schüler sagt: der Verrat galt zu allen Zeiten als derart niederträchtig, daß die Geschichte die Namen der großen Verräter aufbewahrt hat. Als sich Leonidas mit seinen 1400 Griechen am Engpaß der Thermopylen dem gewaltigen Heer des Perserkönigs entgegenstellte, zeigte der Verräter Ephialtes den Feinden einen Weg, auf dem sie den Paß umgehen konnten. Die Griechen fielen bis zum letzten Mann und gin-

gen als Helden in die Geschichte ein; aber auch der Verräter wurde unsterblich. So ist es auch mit Judas, der Christus verriet. Solange die Menschheit den Namen Christi nennt, wird sie auch den Namen des Verräters nennen, obwohl man nicht recht weiß, worin sein Verrat bestand.

Der Lehrer antwortet: die Großen der Erde pflegen gemeine Taten nicht selbst auszuführen. Sie verhaften nicht selbst, töten nicht selbst und führen den Krieg nicht selbst. Sie halten sich rein von jeder Tat, die ein Verbrechen ist. Sie geben nur die Befehle dazu und bedienen sich einfacher Menschen. Christus hat täglich im Tempel gelehrt und hätte dort leicht verhaftet werden können; denn seine Feinde kannten ihn. Aber die Leute der Wache, armselige Kriegsknechte und Söldner, kannten ihn kaum. Deshalb führte sie Judas an den Ort, wo die Nazarener waren, und zeigte ihnen den Herrn. Das war der Verrat.

Der Schüler sagt: die Tat ist unbegreiflich. Judas gehörte zu den Jüngern, hatte die Reden des Herrn gehört und seine Taten gesehen. Vielleicht war er enttäuscht, weil er vom Messias Glanz, Ehre und Reichtum erwartete; dann würde man begreifen, daß er untreu wurde wie viele andere. Aber daß er den Herrn um dreißig Silberstücke verriet, das begreift man nicht.

Der Lehrer sagt: es ist schwer zu urteilen und zu richten. Petrus hat den Herrn auch verraten, sogar vor einer einfachen Magd. Sie sagte zu ihm: du warst auch mit dem Nazarener, dem Jesus. Da leugnete er. Warum leugnete er? In der ganzen Geschichte der Wahrheit und der Erkenntnis wiederholt sich dieser Verrat. Denn das ist das Schwerste, das verlangt den größten Mut: sich zum Neuen, Fremden, Außergewöhnlichen zu bekennen. Mit diesem Bekenntnis ist die Trennung verbunden: die Trennung von Freunden, Verwandten, Jugendgefähr-

ten, die Trennung vom alten Lebenskreis, die Trennung von der ganzen bestehenden Ordnung. Daß man eine neue Botschaft oder Erkenntnis aufnimmt, weil sie überzeugend und zwingend ist, geschieht oft und ist nicht besonders schwer. Aber diese Trennung auf sich zu nehmen, diese Grenze zwischen sich und den andern zu ziehen und sich offen zu seiner Überzeugung zu bekennen: das ist schwer. Nicht einmal vor der einfachen Magd hat Petrus den Mut aufgebracht, zu sagen: gewiß, ich gehöre auch zu den Nazarenern.

Der Schüler sagt: aber es ist doch ein Unterschied. Petrus überwand die Feigheit und soll nach der Sage den Martertod erlitten haben; Judas aber nahm dreißig Silberstücke für seinen Verrat.

Der Lehrer antwortet: und nahm sich nachher das Leben! Warum nahm er sich das Leben? Wäre er habgierig und geizig gewesen, wie die Künstler ihn darstellen, so wäre sein Selbstmord unbegreiflich; denn wer sein Herz an das Geld verloren hat, trennt sich nicht freiwillig von ihm. Zudem waren dreißig Silberstücke ein schöner Betrag für einen armen Mann; man konnte damals viel dafür kaufen. Vielleicht war in Judas derselbe Beweggrund vorhanden wie in Petrus: die Furcht vor der endgültigen Trennung von der bestehenden Ordnung und ihren Hütern. Auch du gehörst zu den Neuen: das will heißen: du gehörst nicht mehr zu uns, zu den einwandfreien Bürgern, zur guten Gesellschaft und ihrer Kirche, ihrem Staat, ihren Ansichten und Überlieferungen. Du bist ausgeschlossen, du hast dich selbst zum Fremdling unter uns gemacht. Du bist rechtlos und schutzlos, denn du bist verfemt. Das war für Petrus so schwer, daß er den Herrn verleugnete, obwohl es keine große Mannhaftigkeit brauchte, es wenigstens vor einer Magd auf sich zu nehmen. Da muß es für Judas noch

schwerer gewesen sein. Vielleicht wollte er mit seinem Verrat die Rückkehr zur guten Gesellschaft erkaufen und deren Hütern beweisen: ich gehöre wieder zu euch, denn ich habe euch den Neuerer ausgeliefert.

Der Schüler wendet ein: dann ist sein Selbstmord unverständlich. Er kehrte zum alten Lebenskreis zurück, und seine Neigung zu Jesus blieb ein Zwischenspiel, eine kurze Verirrung, welcher die Bekehrung zum Alten folgte. Da fehlt jeder Grund, sich das Leben zu nehmen.

Der Lehrer antwortet: für die gute Gesellschaft blieb er ein Verräter, ein Verbrecher. Ich habe gesagt: ihre Vertreter brauchen Taten, die Verbrechen sind, aber führen sie nicht selber aus. Sie wollen sich nicht beflecken. Judas blieb befleckt, obwohl er der guten Gesellschaft einen Dienst erwiesen hatte. Darum nahm sie ihn nicht wieder auf. Er blieb fremd und verstoßen. Als er sich zum Herrn bekannte, war er ausgestoßen, aber nicht verachtet; als er ihn verraten hatte, war er ausgestoßen und zugleich verachtet. Er sah nur noch seine furchtbare Einsamkeit. Die Gemeinschaft der Jünger hatte er verloren und die Gemeinschaft der alten guten Gesellschaft hatte er auch verloren. In dieser furchtbaren Einsamkeit erkannte er seine Tat und wahrscheinlich auch das, was Christus gebracht und gewollt hatte. Das Geld des Verräters brannte in seinen Händen; er verfiel der Verzweiflung und hängte sich auf.

Der Schüler sagt: wenn das richtig ist, dann war Judas kein völlig verdorbener Mensch. Sein Selbstmord deutet auf Einkehr und Reue. Petrus verriet den Herrn, fand aber den Weg zu ihm wieder. Judas verriet den Herrn ebenfalls, fand aber nicht mehr den Weg zu ihm und verfiel deshalb der Verzweiflung. Verdient er nicht unser Mitleid?

Der Lehrer schließt: ich glaube, daß Christus ihm vergeben hat, schon bei der Tat selbst. Denn da sagt er zu ihm, ohne jeden Vorwurf: Freund, wozu bist du da? In diesen wenigen Worten liegt das ganze Verständnis, zugleich das ganze Erbarmen des Herrn mit den Schwachheiten der Menschen. Wir wollen aufrichtig sein. Die Christen erzählen den Verrat des Judas heute noch mit Abscheu und Verachtung. Ihre ganze Entrüstung legen sie in die Worte: er verriet den Herrn um dreißig Silberlinge. Aber, mein lieber Schüler: wann ist denn Christus nicht verraten worden? Wann haben Geld und Rücksicht auf die bestehende Ordnung und allerhand menschliche Schwachheit nicht dazu geführt, ihn und seine ganze Botschaft preiszugeben, ohne jedes Bedenken zu verraten? Vielleicht heute? Heute, da das ganze Christentum nur noch in einem letzten Rest schwacher Überzeugung, unklarer Hoffnungen und guter Vorsätze besteht? Da unser ganzes Leben bis in die letzten Fasern hinein unchristlich geworden ist? Heute sollen wir über Judas, den Verräter, richten? Ich kann es nicht; denn ich finde keine Berechtigung dazu. Ich sehe im Geiste die reinen Augen des Herrn, voller Verständnis und voller Erbarmen mit allen Schwachheiten, auf die Menschheit gerichtet, und höre die Frage, die an uns alle gerichtet ist: Freund, wozu bist du da?

21. März 1940

Das Sprachwunder

Der Schüler sagt: ich kann die Pfingstgeschichte, wie sie im Neuen Testament erzählt wird, nicht verstehen. Daß die Jünger von ihren Erlebnissen mit Jesus erfüllt waren, begreife ich. Daß sie das Bedürfnis hat-

ten, auch andere Menschen dafür zu begeistern, begreife ich auch. Aber daß sie, die doch einfach und ungeschulte Leute waren, auf einmal in andern Sprachen reden und sich verständlich machen konnten, das begreife ich nicht. Es wäre ein Wunder; das Wunder aber ist, wie Goethe sagte, des Glaubens liebstes Kind.

Der Lehrer antwortet: Du verstehst es nicht, und deshalb will ich es dir erklären. Das Wunder der Verständigung ist nicht ein Wunder der Sprache; es ist das selbstverständliche Wunder des guten Willens und des offenen Herzens und darum gar kein Wunder. Das gilt schon für die niederen und einfachen Dinge des Lebens. Wenn die Menschen sich verstehen wollen, so verstehen sie sich. Denn dann schieben sie selber alles beiseite, was die Verständigung hindert: das Vorurteil, das Rechthaben und das Interesse. Sie suchen nur die Verbindung von Mensch zu Mensch und finden sie auch, wenn sie verschiedene Sprachen sprechen. Wenn sie sich aber nicht verstehen wollen, dann hilft alles nichts. Dann richten sie vor den Mitmenschen die große Mauer auf, die keiner übersteigen kann: die Mauer aus schlechtem Willen, verschlossenen Herzen, Rechthaben und Vorurteil. Dann kommt ihr Gespräch nicht aus der Seele, die nur das Wahre sucht, sondern aus dem Interesse, das den Andern erniedrigt. Wer im Gespräch einen Triumph über den Andern sucht, der kann sich mit ihm nicht verständigen; wer aber das Wahre sucht, der wird verstanden und versteht auch den Andern.

Das gilt für die niedrigen Dinge des Lebens und gilt noch mehr für die göttlichen Dinge. Es liegt eine große Weisheit und Erkenntnis darin, daß die Bibel dem Sprachwunder der Pfingstgeschichte ein Sprachwunder des Alten Testaments zur Seite stellt. Wer die Lehre der Bibel verstehen

will, der muß beide Geschichten zusammen lesen.

Als die Menschen durch ihre großartige Technik übermütig geworden waren und Gott nicht mehr brauchten, da wollten sie sich selber ein unvergängliches Denkmal setzen und fingen an, den Turm zu Babel zu bauen. Das hatte mit der Wahrheit und Ehrfurcht nichts zu tun; es war eine freche Herausforderung Gottes. Deshalb verwirrte Gott ihre Sprache: sie verstanden sich nicht mehr. Sie redeten aneinander vorbei und wurden Feinde. Das gottlose Werk konnte nicht vollendet werden und dort, wo die größte Stadt der Erde entstehen sollte, entstand eine Wüste. Obwohl sie alle die gleiche Sprache sprachen, verstanden sie sich nicht mehr, so wie auch wir uns nicht verstehen, weil wir die Sprache nicht dazu brauchen, um gemeinsam das Wahre zu suchen, sondern um unsere Vorteile zu wahren und den Nächsten zu überlisten. Deshalb werden auch wir an unseren eigenen Werken zugrunde gehen.

Als aber die Jünger Jesu von Gottes Geist erfüllt waren, da geschah das andere Sprachwunder: die Menschen verstanden sich, obwohl sie verschiedene Sprachen redeten. Ein jeder glaubte, Gottes Botschaft in seiner Muttersprache zu hören. Daraus ersiehst du, daß es bei der Verständigung unter den Menschen nicht auf die Wörter ankommt, sondern auf «das Wort», wie es der Evangelist Johannes genannt hat: das Wort als Ausdruck des Geistes, als Ausdruck des guten Willens und des offenen Herzens, das Wort als Bote Gottes an die Menschen, als Träger der Wahrheit.

Der Schüler sagt: es müßte heute wieder ein Pfingstwunder geschehen; denn die Menschen verstehen sich nicht mehr. Was hältst du davon?

Und der Lehrer schließt: vielleicht ist es zu spät, um zu verhindern, daß die Men-

schen an ihren eigenen Werken zugrunde gehen werden. Aber in einer ganz großen Not werden sie wieder lernen, miteinander zu reden und sich zu verstehen. Sie werden wieder verstehen, warum die Alten gebetet haben: komm heil'ger Geist, kehr' bei uns ein. Jetzt ist ihnen das unverständlich, den Menschen und den Völkern . . .

Christentum

(Auszug)

Ich habe in den vergangenen Wochen reichlich Muß gehabt über mancherlei Dinge nachzudenken. Es hat an äußeren Anregungen dazu nicht gefehlt; ich will sie, aus Dankbarkeit für den guten Willen, nicht Bekehrungsversuche nennen. Doch bedarf es keines besonderen Anlasses, um die Frage einer geistigen Grundlage des Lebens immer wieder zu überprüfen. Dabei gerät man unvermeidlich auch zur Frage des Christentums. Wie ist es möglich, daß die Religion der Liebe nach bald 2000 Jahren Verkündigung in diesen christlichen Weltkrieg ausmünden konnte? Ich weiß, daß gerade die frommen Christen um eine Antwort nicht verlegen sind: das Christentum ist eben noch nicht in die Herzen der Menschen eingezogen; der Krieg ist eine Prüfung, durch welche gerade der Weg zum Christentum bereitet werden soll. Wir wollen über diese Antwort nicht rechten. Aber plötzlich stand ein ganz anderer Gedanke fast quälend vor mir: das Christentum ist zu einer Religion der vollständigen Selbstsucht geworden, soweit es überhaupt noch als Religion wirksam ist. Was ist für den Christen wesentlich? Daß er sich unter der besonderen Obhut Gottes wisse, daß er erlöst werde, daß er das Heil erlange, daß ihm in allen Nöten

des Lebens geholfen werde. Gewiß war es richtig, daß die Reformatoren allerhand Schutt wegräumten und das Verhältnis des Menschen zu Gott wiederum in den Mittelpunkt stellten. Der Katholizismus hat durch seine Sakramente dasselbe in anderer Art getan. Aber was ist daraus geworden? Ein Glaube, den man nur egozentrisch nennen kann: denn in seinem Mittelpunkt steht das Ich, der einzelne, gläubige Mensch mit dem Anspruch, daß Gott sich gerade um ihn kümmere, ihm helfe, ihn gesund mache, ihn erlöse. Darin liegt ein verfeinerter, sublimierter Egoismus, eine in den Tiefen eines angeblichen Glaubens verwurzelte Selbstsucht, die der gläubige Mensch überhaupt nicht mehr bemerkt. Diese Selbstsucht aber ist zugleich eine Flucht vor der größten Verwirklichung des Christentums, das verlangt, daß die einfachen und unvergänglichen Gebote einer sittlichen Gemeinschaft im praktischen Leben anerkannt und ausgeführt werden, auch wenn darüber eine ganze bestehende Ordnung zusammenbricht. — Denn sonst bricht sie wegen ihrer inneren Fäulnis zusammen, wie wir dies ja jetzt erleben.

Neben einer derartigen, selbstsüchtigen Religion haben es «andere Götter» nicht schwer, sich einzuschleichen und sogar als gottgewollte Größen in den Seelen der Menschen festzusetzen, zum Beispiel der Staat, der ein Menschenwerk ist und dem Christen niemals die eigene Verantwortung abnehmen kann, oder die bestehende Wirtschaftsordnung, welche die Ungerechtigkeit an sich darstellt. So erleben wir den Fluch der Zwiespältigkeit und Unwahrhaftigkeit: daß jedes Unrecht und jede Verleugnung der einfachsten Sittengesetze möglich ist und überhaupt kaum mehr bemerkt wird, wenn nur das Seelenheil des Einzelnen gesichert erscheint. Ja, man «leidet unter dem, was geschieht»; aber es ist eben die Folge

der Gottlosigkeit der andern. Was man nicht anerkennen will, das ist die unerbittliche Strenge der Gerechtigkeit, welche es verbietet, das «eigene Heil» zu suchen, dafür aber verlangt, daß Gerechtigkeit in allen menschlichen Beziehungen und Ordnungen herrsche.

Die Sehnsucht nach Frieden ist notwendig.

1943

Das Volk schaute zu

Das Lukas-Evangelium enthält in seiner Geschichte der Kreuzigung Christi einen kleinen, unscheinbaren Satz, der in seiner Nüchternheit erschütternd wirkt: und das Volk stand dabei und schaute zu. Der Evangelist macht dazu keine weiteren Bemerkungen. Er tadelt die Haltung des Volkes nicht; er sagt nicht, was es hätte tun sollen oder was es zur Rettung Jesu vielleicht hätte tun können. Er stellt ganz trocken fest: das Volk stand dabei und schaute zu.

Dabei bereitete sich ein Ereignis vor, dessen Schrecklichkeit auch derjenige erkennen konnte, der nicht zu den Jüngern zählte. Vorher war auch die große Volksversammlung gewesen. Daß die Hüter der alten Ordnung den gefährlichen Neuerer mit seinen unbedingten, ganz auf Gott und die Gebote gestellten Forderungen haßten, war bekannt und einigermaßen verständlich. Das war schon immer so. Aber zwischen dem geistigen Kampf um eine neue Welt und eine neue Ordnung der Dinge und der Hinrichtung am Kreuz war doch ein großer, ein entsetzlicher Unterschied. Dazu hatte der römische Statthalter, der sonst gerne den Mächtigen im Lande einen Gefallen erwies, ausdrücklich festgestellt: ich finde keine Schuld an ihm. Trotzdem wurde er auf die Richtstätte geschleppt, um gekreuz-

zigt zu werden. Mit der unentrinnbaren Pünktlichkeit, die solchen amtlichen Vorrichtungen eigen ist, spielte sich der ganze Vorgang ab, ohne Unterbruch, aber auch ohne Hast, bis der schmerzdurchzuckte Leib des Erlösers am Kreuze hing und sich gespannt vom verdüsterten Himmel abhob. Das Volk stand dabei und schaute zu.

Es schaute zu, wie man eben einem nicht alltäglichen Schauspiel zuschaut. Bei der Gefangennahme hatte Petrus derjenigen Regung nachgegeben, die der Mensch empfindet, wenn er ein unerhörtes Unrecht nahen sieht: er hatte das Schwert gezogen, um den geliebten Meister zu verteidigen. Aber dieser wollte keine Gewalt. Er wußte, daß die Welt nicht durch Gewalt erlöst werden kann. Darum steckte auch Petrus sein Schwert wieder ein.

Aber das Volk schaute nicht deshalb tatenlos zu, weil es wie Petrus wußte, daß Christus nicht durch Gewalt aus den Händen seiner Gegner befreit werden wollte. Es dachte einfach nicht weiter. Es sah sich das ungewohnte Schauspiel an. Vermutlich waren viele schon an der Volksversammlung gewesen; diese verstanden den grausamen Spott der Inschrift: «Das ist der König der Juden». Andere mochten sich sagen: die hohen Behörden werden wohl wissen, warum sie diesen Mann kreuzigen lassen; man muß zu den Behörden Vertrauen haben. Und wieder andere dachten überhaupt nicht: wie furchtbar ist es, wenn ein Mensch hingerichtet wird; wenn nun das an mir geschähe? Und wie wäre es erst, wenn er unschuldig hingerichtet würde; wenn das mir geschähe? Sie standen da und schauten zu.

Mir scheint, das damalige Volk hat eine erschreckende Ähnlichkeit mit vielem, modernem Volk. Ist es nicht so, daß heute wenigstens im Völkerleben alles das gekreuzigt wird, was Christus auf die Erde gebracht hat: die Liebe, den Willen zum Frie-

den, zum Nachgeben, zum gegenseitigen Verstehen, zu einer Gemeinschaft gutdenkender Menschen? Das alles gilt nicht mehr. Wir leben nicht in Frieden, sondern in einem Vorkriegszustand. Und was das schlimmste ist: diese ungeheuerliche Verfälschung wird den Menschen zielbewußt als das Richtige, das Normale, das Notwendige hingestellt. Mit den Schlagworten vom Vaterland und vom richtigen Patriotismus wird die Vorbereitung der furchtbarsten Verbrechen begründet, ja sogar geheiligt. Man pflanzt sie der Jugend als Selbstverständlichkeit ins Herz. Während wir aus früheren Zeiten immerhin noch einen Rest christlichen und kulturellen Gewissens haben, der uns den unlösbaren Zwiespalt zwischen einer derartigen Welt und unsern Menschheitszielen empfinden läßt, wächst neben uns eine Jugend heran, die es in wenigen Jahren als selbstverständlich betrachten wird, daß man jedes Wohnhaus mit einem Luftschutzkeller versieht. In einigen Staaten ist diese Jugend bereits so erzogen, daß der kostbare Begriff des Vaterlandes untrennbar mit dem Vernichten von Feinden verbunden ist. Dabei sieht man klar vor Augen, wohin diese Kreuzigung aller göttlichen Gebote führen muß: der Vernichtung der geistigen Werte folgt unfehlbar auch die Vernichtung aller andern Werte.

Wir glauben, unser Leben zu retten, indem wir es vor «feindlichen» Angriffen schützen. Wir werden es gerade deswegen verlieren. Als Christen des 20. Jahrhunderts wenden wir allen Scharfsinn auf, um neue Angriffsmittel und neue Verteidigungsmittel zu ersinnen. Wir haben nicht einmal mehr die Unterscheidung zwischen kriegsführendem Heer und nichtkriegsführendem Volk. Das ganze Leben wird in den Vorkriegszustand einbezogen. Wir glauben, dadurch das Land und das Volk zu retten. Aber ich fürchte: es wird bei allen Völkern

das Gegenteil eintreten. Die Maschine der Vernichtung wird Herr über die Menschen; sie entgleitet ihren Händen und wendet sich gegen sie selbst. Das alles sehen wir kommen; aber das Volk steht dabei und schaut zu.

Als Jesus zur Richtstätte geführt wurde, standen einige wehklagende Frauen am Wege. Sie beweinten das Schicksal des Unschuldigen. Da sprach Jesus das inhaltsschwere Wort zu ihnen: weinet nicht über mich; weinet über euch und eure Kinder. Das Wort hat sich erfüllt. Als das Volk dabei stand und zuschaute, da erfüllte sich bereits sein Geschick. Denn in dieser Gleichgültigkeit gegen jede menschliche und göttliche Regung, in dieser Stumpfheit gegenüber einer Vernichtung des Lebens lag schon die Preisgabe jeder hohen und ewigen Verpflichtung. Und so ist es heute. Wir machen alles mit, was zum Unheil führen muß; wir sehen die Kreuzigung aller Menschheitsziele wie einem Schauspiel zu. Wir denken uns nicht viel dabei; schließlich werden unsere Führer schon wissen, was richtig ist. Darum fürchte ich, daß auch wir einmal an jenes inhaltsschwere Wort denken müssen, wenn keine Umkehr, keine allgemeine Empörung gegen den Unsinn und den Ungeist unserer Zeit erfolgt, an das Wort: weinet nicht über mich; vielmehr weinet über euch selbst und eure Kinder.

März 1937

Das große Verbrechen

Die christliche Lehre hat das Leiden und Sterben des Gottessohnes in den Mittelpunkt eines göttlichen Heilplanes gestellt. Der Erlöser nimmt alle Qualen der Not und des Todes auf sich, und dadurch wird dem Menschen die Läuterung, die er aus eigener

Kraft nicht erlangen kann, durch Gnade zuteil. Diese Gnade ist Trost und Halt des gläubigen Menschen, sie verklärt ihm das irdische Leben mit dem Schimmer einer göttlichen Welt.

Aber auch diejenigen Menschen, die der christlichen Lehre im eigentlichen Sinne des Wortes entfremdet sind und den Zugang zum Gebiet des reinen Glaubens nicht finden, können sich dem erschütternden Eindruck der Karfreitagsgeschichte nicht entziehen. Liest man die schlichte Erzählung der Evangelien, so bleibt zuletzt immer der Eindruck des großen Dramas, das — losgelöst von jeder zeitlichen Beschränkung — das Drama der Weltgeschichte überhaupt ist: der Kampf der Wahrheit gegen die herrschenden Mächte der Welt, ihre scheinbare Niederlage und schließlich ihr sieghaftes Auferstehen. Ein Mensch wird zum Träger der Wahrheit, er bringt das Feuer vom Himmel, um es auf Erden anzuzünden, er findet die Gläubigen und die Erkennenden; aber er gerät nach einer letzten und tiefsten Notwendigkeit in Streit mit den Mächten der Welt. Sie lassen ihn vorerst gewähren und beobachten ihn wohlwollend, solange er nicht gefährlich erscheint. Dann erkennen sie die Bedrohung ihrer Macht und ihrer Stellung und wissen, was sie zu tun haben: der Träger der Wahrheit muß mit allen Mitteln vernichtet werden, weil man die Wahrheit selber vernichten will. Und immer wiederholt sich der gleiche Irrtum: man kann wohl den Menschen ans Kreuz schlagen, aber man kann die Wahrheit nicht ans Kreuz schlagen. Auf die Dauer erweist sich der Geist als diejenige Macht, der keine andere gewachsen ist.

Der Evangelist Lukas gibt den Grund, der zu Christi Verurteilung führte, am deutlichsten an. Das große Verbrechen, dessen Jesus beschuldigt wird, bestand in der «Verführung des Volkes zum Abfall». Von was

sollte das Volk abfallen? Das steht nicht ausdrücklich geschrieben, aber der Leser kann es leicht selber ergänzen, wenn er die Geschichte vom Einzug in Jerusalem aufmerksam gelesen und sich die Zusammensetzung der Versammlung, die den Tod Jesu verlangt, gemerkt hat. Pilatus hat die Hohepriester, die Oberen und das Volk zusammengerufen. Aber das Volk spielt hier nicht die entscheidende Rolle; es ist da, um dem Willen der andern den nötigen Nachdruck zu geben. Diese andern sind die Priester und die Obern, die Träger der geistlichen und weltlichen, d. h. politischen Macht, die Hüter der bestehenden Ordnung. Heute würden wir sagen: die prominentesten Vertreter von Staat, Kirche, Politik, Industrie und Presse waren anwesend. Auch die Bankwelt dürfen wir nicht vergessen; denn es ist anzunehmen, daß die Vertreter noch einen ganz besonderen Klagepunkt gegen Christus hatten, nachdem er ihnen am Sonntag vorher die rechtmäßig und landesüblich aufgestellten Wechslertische im Vorhof des Tempels umgeworfen hatte. Derartige Aktionen, auch wenn sie in ihrem äußeren Erfolg keine große Belastung haben, verraten eine Gesinnung, die man nicht aufkommen lassen darf. Wo gelangen wir hin, wenn man vor dem ganzen Volke diese Respektlosigkeit vor dem Bankschalter ungestraft läßt?

So steht als Ankläger und zugleich als Richter die bestehende Ordnung in ihrer ganzen Macht und mit ihrem Glanze vor uns, um den Menschen zu richten, der das Volk zum Abfall verführen wollte. Heute würde man sagen: der sattsam bekannte Volksverhetzer und Demagoge von Judäa stand vor seinen Gegnern. Aus dem Verhalten der Volksmenge muß zudem geschlossen werden, daß die Herren nichts versäumt hatten, um die Menge in die richtige Stimmung zu bringen. Heute würde man Ex-

trablätter verwenden, in denen das Bild des Verbrechers mit fettgedrucktem Text zu sehen ist. Man hatte gute Vorarbeit geleistet; denn kaum hatte Pilatus als Leiter der ganzen Prozedur seine wenigen Worte gesagt, so schrie die ganze Menge und verlangte die Kreuzigung. Es nützte nichts, daß der Römer die Schuldlosigkeit Jesu ausdrücklich feststellte. Es nützte nichts, daß er dem öffentlichen Zorn eine Konzession machen und Jesus trotz seiner Unschuld züchtigen wollte. Die Menge verlangte seinen Tod.

Und da ist es nun geradezu wunderbar, wie der Evangelist das Gegenstück, das zur besseren Hervorhebung dieser Verurteilung notwendig ist, mit wenigen Worten darzustellen versteht. Es war Sitte, auf das Osterfest Gnade walten zu lassen und einen armen Sünder freizugeben. Der wirkliche Verbrecher Barabbas lag wegen Aufruhr und Mord im Gefängnis; mit solchen Leuten machte man kurzen Prozeß; er wußte jedenfalls, was er zu erwarten hatte. Jesus rettete ihm das Leben; denn für ihn gab es keine Gnade.

Darin liegt ein tiefer Sinn. Der Verbrecher Barabbas hatte auch gegen die bestehende Ordnung verstoßen; aber er hatte nur eine oder zwei Bestimmungen dieser Ordnung verletzt. Er hatte einen Mord begangen und einen Aufruhr in der Stadt versucht. Das ist strafbar. Aber — darin liegt das Entscheidende — er hatte keine Wechslertische umgeworfen, er hatte keine gefährlichen Predigten gehalten: ihr müßt Gott mehr gehorchen als den Menschen, eure Gesetze und eure frommen Gebräuche gelten nichts, eure Tempel sind nichts wert, euer Tun ist Heuchelei, wenn ihr nicht alles dem Gesetz Gottes und der Liebe unterstellt. Er hatte nicht von einer göttlichen Gerechtigkeit gesprochen, die kein Unrecht, kein Vorrecht, keine Macht und keine Gewalt duldet und die Privilegien einer wohl-

geordneten Gesellschaft nicht kennt. Er hatte nicht die Priester und die Oberen und die Vertreter der Industrie und der Bankwelt samt der Presse dem allgemeinen niederen Volke gleichgestellt und ihnen mit aller Deutlichkeit gesagt: vor Gott gilt nur derjenige, der Gottes Gebote erfüllt; überhaupt hat der Himmel mehr Freude an einem einzigen reuigen Sünder als an eurer ganzen gerechten Gesellschaft. Er hatte nur einen Mord begangen und einen Aufruhr versucht; das brachte die bestehende Ordnung nicht in Gefahr.

Aber Christus brachte diese Ordnung wirklich in Gefahr. Die Angst der herrschenden Mächte, dieser Mensch könnte ihnen gefährlich werden, war keine bloße Einbildung. Er war gefährlich, wie eben jedes Feuer vom Himmel, jeder Geist der wahren Liebe und Gerechtigkeit außerordentlich gefährlich ist für eine bestehende Ordnung, die zum Götzen gemacht wird und Anspruch auf ewige Gültigkeit erhebt, damals und heute. Was ist ein Mörder? Ein armer Mensch, der dem Tode entfliehen darf, wenn er Glück hat. So schlimm ist seine Tat ja nicht. Aber was ist Christus? Dieser Mensch mit seiner göttlichen Sendung, seiner Klarheit, seiner Entschlossenheit, den Willen Gottes in die Dinge der Menschen zu bringen: dieser ist der Feind, der eigentliche Verbrecher gegen die bestehende Ordnung, ihren Aufbau und ihre wohlbewahrten Vorrechte.

Und so war es immer. Der Aufstand des Geistes gegen die Vorrechte und Irrtümer einer erstarrten und lieblosen Ordnung war noch immer das große Verbrechen, das mit dem Kreuz bestraft wird. Aber hat es geholfen? Es nützt alles nichts. Der Aufstand des Geistes gegen die bestehende Ordnung dauert so lange, bis die Gebote der göttlichen Gerechtigkeit in allen Dingen gelten. Und vorher hört er nicht auf. April 1936

Wir haben alles Verständnis für das Bedürfnis, sich in der heutigen Zeit von den Dingen dieser Welt abzuwenden und den Frieden der Seele in den tröstlichen Verheißungen des Glaubens zu suchen. Der Anlaß dazu ist ja ganz besonders eindringlich; wo soll man in diesem apokalyptischen Zusammenbruch unserer ganzen Welt nicht Halt und Zuversicht finden, wenn nicht in den Verheißungen des Glaubens und den Erklärungen der heiligen Bücher? In ihnen findet der Gläubige das Verständnis für das, was geschieht. Es ist ihm ein Trost, zu erkennen, daß alles so kommt, wie es geschrieben steht. Das zeigt ihm den Weg, wie er sich retten kann: er schlägt sich auf die andere Seite; er nimmt den Zusammenbruch mit Ergebung hin und klammert sich an die Verheißung, daß nach dem großen Gericht eine neue Herrlichkeit anbrechen werde. So entzieht er sich der Auseinandersetzung mit unserer Zeitgeschichte durch eine Flucht in den Glauben.

Wir können das verstehen. Aber das hindert nicht, daß wir in dieser Flucht einen untauglichen Versuch und zudem eine moralische Feigheit erblicken. Es liegt jetzt nichts am Frieden unserer Seele und an der eigenen, inneren Beruhigung. Es ist nichts anderes als eine ganz feine Art von Selbstsucht, sich von den Dingen dieser Welt innerlich trennen und seine Ruhe in der Zuversicht finden zu wollen, daß die Schrecken vorübergehen und wir nachher unsern Platz auf dieser Welt wieder finden werden. Wir haben nicht das Recht, uns von dem, was geschieht, zu trennen, die Verantwortung dafür abzulehnen und so zu tun, als würden die Ereignisse von außen an uns herangetragen. Denn der apokalyptische Zusammenbruch — es ist tatsächlich ein

solcher — trifft unsere Welt, unsere Ordnung. Man kann ihn rein äußerlich betrachten: als Kette von politischen und militärischen Ereignissen, welche ohne unsern Willen und unser Zutun geschehen. Aber diese oberflächliche Betrachtung ist eine Flucht vor der Wahrheit. Wir gehören zu dieser Welt, welche zusammenbricht, und zwar nicht nur zufällig als Zeitgenossen und Zuschauer, sondern als mitverantwortliche Teilnehmer, welche sich ihrer Verantwortung weder durch eine Flucht ins Jenseits noch durch eine angebliche religiöse Vertiefung entziehen können.

Wenn gerade unsere hohen christlichen Feiertage dazu benutzt werden, den Krieg über neue Grenzen zu tragen, wenn zur selben Zeit, da sich unsere Kinder zum feierlichen Gang in die Kirche rüsten, um in die christliche Gemeinschaft aufgenommen zu werden, der Krieg seine Schrecken über ein bisher friedliches Land ausschüttet, so ist das unendlich bedrückend und furchtbar. Man fragt sich voller Bitterkeit: muß es denn gerade der Palmsonntag sein, jener Tag, an welchem Christus als Herr des Friedens in die heilige Stadt einzog? Muß denn gerade die Osterwoche mit ihren Erinnerungen an Tod und Auferstehung dazu verwendet werden, neues, unsagbares Unglück über die Menschen zu bringen? Es sieht doch fast so aus, als wollte man die Gefühle der ganzen Christenheit absichtlich verletzen, um zu zeigen, wie wenig das Christentum heute zu bedeuten hat. Aber ich frage: wären die Ereignisse weniger furchtbar, müßten wir weniger leiden, wenn auf unsere Gefühle Rücksicht genommen und die christlichen Feiertage als Schontage des Krieges eingeschoben würden? Ich finde im Gegenteil: so wie in der Zerstörung der äußeren Werke unserer Ordnung, der Städte, der Dörfer, der Schiffe, ein tiefer Sinn liegt, so liegt derselbe tiefe Sinn auch in der

Mißachtung des christlichen Kalenders. Es soll so sein; es ist daran gar nichts auszusetzen. Eine Rücksicht auf christliche Gefühle und Stimmungen wäre in höchstem Maße unehrlich; denn sie würde nur etwas vortäuschen, was schon längst nicht mehr vorhanden ist: die Ehrfurcht vor allgemein gültigen menschlichen oder — wenn man will — göttlichen und christlichen Gesetzen. Daß diese Gesetze zum Entsetzen vieler Christen gerade in der Osterwoche mit einer vollkommenen Unbedenklichkeit verletzt werden, daß solches Tun noch ganz besonders unter den Schutz der Vorsehung gestellt wird, ist doch nur der allerdings aufs höchste gesteigerte Ausdruck einer Gesinnung, welche diejenige der Christenheit überhaupt ist. Der Unterschied besteht lediglich darin, daß die einen mit großer Gewissenhaftigkeit die Form und den Schein des Christentums wahren, währenddem die andern glauben, daß auf einem am Palmsonntag oder Karfreitag unternommenen Einbruch in ein friedliches Land ein ganz besonderer Segen liegen müsse. Die heutige Auffassung des Christentums, welche sich schon längst daran gewöhnt hat, alle Fahnen und Waffen zu segnen, legt solchem Glauben nichts in den Weg. Und wozu soll man den Kalender des Christentums noch halten, wenn man den Geist des Christentums schon längst abgeschworen hat?

Wir wollen in diesem allgemeinen moralischen Zusammenbruch unserer Ordnung und unserer Kultur wenigstens eine bescheidene Tugend bewahren: die Ehrlichkeit zu gestehen, daß der Krieg kein Ausnahme- und Sonderfall unserer sogenannten sittlichen Ordnung ist. Er gehört zur vollständigen Verfälschung des ganzen Lebens, an die wir uns gewöhnt haben und die uns selbstverständlich erscheint. Wir leben ja schon längst nicht mehr um des Lebens willen, um mit unserer Lebensgestalt-

tung und unserem Lebenswerk eine menschliche Aufgabe zu erfüllen und schönes, natürliches menschliches Leben darzustellen. Wir leben um anderer Dinge willen. Wir leben vor allem als Glieder einer von uns gebilligten Wirtschaftsordnung, in welcher die toten Dinge der Wirtschaft, vor allem Geld und Gut, Kapital und Zins hundertmal wichtiger sind als der Mensch selbst. Diesen Dingen opfern wir den Menschen ohne Zögern und Bedenken. Es ist immer eine Ehre, Millionär oder sonst ein erfolgreicher Mann zu sein, auch wenn auf dem Weg zum Reichtum zertretene Menschen liegen; aber ein Zahlungsbefehl oder zwei rückständige Zinsen werfen auf einen Mitbürger ein höchst bedenkliches Licht. Wir empfinden nicht einmal die Ruchlosigkeit und Verworfenheit einer Gesinnung, welche sich vom Soldaten Hab und Gut schützen läßt, von ihm aber zugleich die Erfüllung wirtschaftlicher Verpflichtungen verlangt, als ob nichts geschehen wäre. Wir haben dem Göttlichen — und das ist doch wohl das eigentlich Menschliche — einen Tag in der Woche und den sorgfältig eingemauerten Raum der Kirche vorbehalten, um uns während der gewohnten Tätigkeit nicht durch die Bedenken einer tieferen, verantwortlichen Gesittung stören zu lassen. Wir haben unser Leben und unsere ganze Ordnung in zwei getrennte Bezirke aufgeteilt: im einen gilt eine sogenannte Lebenstätigkeit, welche sich weder an die moralischen Gesetze einer wirklichen Gemeinschaft noch an eine natürliche Wertung der Menschen und Dinge zu halten braucht, sondern nur acht geben muß, daß sie nicht mit den Gesetzen des Staates in Widerspruch gerät; und im andern Bezirk wird von einem Christentum geredet, das man zu Balsamtropfen für Seelenschmerzen und Minderwertigkeitsgefühle gemacht hat und dessen strengen Ernst gerade in wirtschaft-

lichen und gesellschaftlichen Dingen überhaupt nicht mehr anerkennt. In einer derart verfälschten Ordnung ist der Krieg schon enthalten, ist die moralische Fäulnis soweit vorgeschritten, daß der Zusammenbruch unvermeidlich wird, so finden sich stets auch Regierungen, welche der geltenden Gesittung gemäß handeln und ihrem Tun die notwendige Begründung zu geben verstehen.

Heute ist der Zusammenbruch da; die vollständige Auflösung unserer wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und moralischen Ordnung ist in vollem Gange. Wer das Geschehen in seinen letzten Ursachen begreift, der stößt sich nicht mehr daran, daß auch der Palmsonntag oder Karfreitag Vortage des Krieges sind; er findet das sogar folgerichtig. Denn die Große Passion muß durchgelitten werden, unerbittlich bis zum Ende. Sie muß durchgelitten werden, bis jeder, vom einfachen Bürger bis zum Staatsmann, ihren Sinn erkennt, bis jeder sich mit Entsetzen abwendet von der Verfälschung allen Lebens, an die er sich gewöhnt hat, bis alles falsche Götzentum zerbrochen ist. So muß es kommen, für uns alle, und keiner darf versuchen, sich vom allgemeinen Schicksal zu trennen und auf den Schleichen wegen der Feigheit einen persönlichen Seelenfrieden zu ergattern.

Es geht nicht darum, daß wir in der Großen Passion möglichst ungeschoren durchkommen; es geht darum, daß wir im Zusammenbruch reif werden für die Auferstehung der einfachen und natürlichen Menschlichkeit, daß wir reif werden für das Osterfest eines in den sittlichen Gesetzen verwurzelten Friedens.

April 1941

Ostern 1943

Im vierten Kriegsjahr nimmt das Ausmaß der Lebensvernichtung und der Zerstörung unersetzlicher Güter zu. Man spürt mit jedem Tag, daß die Völker auf den Krieg eingearbeitet sind. Sie haben ihn gelernt, sich mit seiner Technik vertraut gemacht. Mit der Sachlichkeit, die unser Jahrhundert auszeichnet, wird er geführt; wissenschaftliche Forschung, technische Leistung, organisatorische Tüchtigkeit verbinden sich zur Durchführung eines einheitlichen und großartigen Werkes, das Krieg heißt. Man ist fast versucht, von einem Kunstwerk zu sprechen, wenn man darunter ein Werk der Vollkommenheit versteht. Es ist an ihm nichts auszusetzen. Man muß es als menschliche Leistung bewundern; denn es ist eine Leistung, die mit den heutigen Mitteln und Möglichkeiten nicht übertroffen werden kann. Die geistige Leistung ist dabei nicht geringer als die technische, wissenschaftliche und organisatorische. Die Hingabe des Menschen an dieses großartige Werk, das Krieg heißt, ist vollständig und bedingungslos. Sie schließt jeden persönlichen Vorbehalt, jeden Anspruch auf ein selbst bestimmtes Leben aus. Sie läßt nur noch einige Erinnerungen und einige Hoffnungen übrig, Erinnerungen an ein Dasein, das nicht dem Kriege diene, und die Hoffnung auf eine große und schöne Ernte, welche aus dieser Saat hervorgehen soll.

Aber während der Krieg sein Gesetz erfüllt und die Welt in ein Grab und ein Trümmerfeld verwandelt, bleibt der Kalender des Jahres und derjenige der Christenheit bestehen. Er erhält sich mit der Zähigkeit einer Überlieferung, die durch keinen Weltuntergang erschüttert werden kann. Derjenige der Natur ist gegeben: der Winter geht vorüber, das Leben feiert unge-

stüm seine Auferstehung; zwischen den Gräbern der Soldaten, den Trümmern zersprengter Kampfwagen und den Resten zerstörter Gebäude sprießen Gräser und Blumen hervor, als ob nichts geschehen wäre. Was hat die Schöpfung mit der kriegerischen Höchstleistung zu tun? Aber mit diesem Kalender der Natur verbindet die Christenheit den Kalender des Glaubens und ihrer heiligen Feste. Der Karfreitag kommt mit seinen drei Kreuzen, und das Osterfest kommt mit seinem Jubelruf: Tod, wo ist dein Stachel? Und man redet uns von Auferstehung und ewigem Leben.

Wie man die Wissenschaft, die Technik und die Kunst der Organisation in den Dienst des Krieges gestellt hat, so stellt man auch die geistigen Errungenschaften in seinen Dienst. Ein letzter Rest von Besinnung empfindet wenigstens das Bedürfnis, den Krieg zu rechtfertigen. Das ist noch bescheiden, wenn man sich damit begnügt, ein angebliches Gesetz des Lebens auf die Menschen und auf die Völker zu übertragen: weil der Fuchs den Hasen frißt, weil die Buche die Eiche verdrängt, weil in der ganzen Schöpfung das Gesetz von Selbstbehauptung gilt, müssen auch die Menschen, in den angeblichen Völkern zusammengefaßt, von Zeit zu Zeit übereinander herfallen, um sich gegenseitig zu vernichten. Diese niedrige, gleichsam naturwissenschaftliche Rechtfertigung des Krieges aber genügt nicht. Geistige Menschen lehnen es ab, in eine solche naturhafte Zwangsgemeinschaft eingeordnet zu werden; sie müssen Besseres haben. Also erfinden sie die Lehre vom Staat und von der Nation. Aus dem Einzelwesen, das sein Leben behaupten will, wird das Gesamtwesen, das Volk, die organisierte Millionenherde, welche ihr Lebensrecht nach demselben Gesetze behaupten muß. So macht man den Staat zum selbständigen Wesen, zu einer Art von universalem

Über-Geschöpf mit eigenem Lebensgesetz, dessen entscheidendes Merkmal darin besteht, daß es über allen sonstigen Gesetzen des Lebens, der Vernunft, des Rechtes und des Glaubens steht. Damit wird das Lebensrecht des einzelnen Menschen genau umgrenzt: es erstreckt sich soweit, als es dem Staate dient und von diesem anerkannt wird. Nur als Glied des Staates hat der Mensch ein Daseinsrecht. Gegenüber den wilden Tieren oder den Volksgenossen mag er sich behaupten; gegenüber dem Staate gibt es kein Selbstbehauptungsrecht. Aus dieser Lehre ergibt sich die Rechtfertigung des Krieges von selbst; denn der Krieg ist eine natürliche Lebensäußerung des Staates. Zugleich findet sich hier schon die Überleitung zu einer ethischen Begründung und Rechtfertigung des Krieges. Tod und Auferstehung wird auf eine Nation bezogen: je mehr Einzelmenschen, allerdings ungefragt, den Heldentod für den Staat erleiden oder von den Trümmern ihrer zerstörten Häuser erdrückt werden, desto großartiger, sorgloser und schöner wird später das Leben der Nation sein. Aber da der Krieg mit unendlichem Leid des Leibes und der Seele verbunden ist, entsteht das Bedürfnis nach einem haltbaren Trost, nach einer letzten und tiefsten Rechtfertigung und Sinngebung. Schließlich sind zweitausend Jahre Christentum nicht spurlos am Abendland vorübergegangen; in dieser Zeit ist die Wandlungs- und Anpassungsfähigkeit dieses Glaubens reichlich erprobt worden. Und so trifft dann als letzte Begründung und Rechtfertigung Gott selbst auf den Plan. Geschieht etwas ohne seinen Willen? Liegt nicht in allem, was geschieht, eine letzte göttliche Absicht, die wir vielleicht nicht erkennen können, die aber bestimmt vorhanden ist, vielleicht ein verdientes Gericht, vielleicht ein etwas hartes, aber wohlge-meintes Erziehungswerk, vielleicht auch nur

eine Prüfung, ob sich der Glaube in schwierigsten Verhältnissen bewähre? So finden sich Staat und Christentum, Nation und Kirche. Die letzte und tiefste Rechtfertigung des Krieges ist erreicht: hinter allen irdischen Verantwortlichkeiten steht die Verantwortlichkeit Gottes. Im dritten Kriegsjahr nimmt Stalin freundlich das Bekenntnis der russischen Kirche entgegen, daß auch sie bis zum Siege kämpfen oder Geld spenden wolle. In anderen Staaten bildet das Oberhaupt ohnedies die unmittelbare und von der Kirche anerkannte Verbindung mit der Vorsehung. Und im vierten Kriegsjahre ordnet der Papst einen Gebetsmonat an, in welchem die Gläubigen Gott bitten, er möge seiner Menschheit den Frieden schenken, da des Krieges nun genug sei. Der Tod hat zu reichlich geerntet, daß es kaum mehr vermessen ist, an Auferstehung und neues Leben zu denken . . .

Wir müssen gestehen: diese Gotteslästerung lehnen wir ab. Denn eine Gotteslästerung und nichts anderes ist es, Gott oder die Vorsehung oder das Schicksal mit der Verantwortung für den Krieg zu belasten. Diese letzte und scheinbar tiefste, weil religiöse Rechtfertigung des Krieges, ist der eindeutigste Beweis für den vollständigen Abfall der Christenheit vom Christentum. Was hat denn ein Glaube, der das Töten rechtfertigt, um angeblich neues Leben zu schaffen, noch mit dem zu tun, was Christus verkündet hat? Ist er nicht gerade deswegen am Kreuze gestorben, weil er den Räuberglauben eines nationalen Kriegsgottes endgültig überwinden, weil er die Menschheit von solch barbarischem Unsinn befreien wollte? Und besteht die Geschichte der abendländischen Christenheit nicht gerade darin, daß sie den Gott Christi immer wieder zu sich herunterzogen und zum Feldzeichen des Unglaubens, des Wahns gemacht hat, eines Wahns, der bald Glau-

benslehre, bald Kirche, bald Vaterland oder Staat hieß? Im Namen Gottes haben sie sich getötet und gegenseitig die Städte verbrannt; Gott haben sie um den Sieg und, als dieser zweifelhaft wurde, um den Frieden gebeten. Und wenn Gott heute wieder im Zusammenhang mit dem Kriege genannt wird, so liegt darin dieselbe Verleugnung des Christentums und dieselbe religiöse Schamlosigkeit, die wir den in ihren Irrtümern befangenen Christen eines früheren Jahrhunderts vorwerfen.

Wir brauchen weder die Naturwissenschaft noch den christlichen Glauben, um dem Kriege einen Sinn zu geben und ihm eine Absicht der Vorsehung zu unterschieben. Denn der Krieg ist die Sinnlosigkeit an sich. In der Natur haben Sterben und Auferstehen ihren Sinn; sie bedingen sich gegenseitig und erfüllen dadurch das Gesetz der Schöpfung. Im geistigen Leben erkennt der gläubige Mensch ebenfalls einen Sinn, wenn er Sterben und Auferstehen zueinander in Beziehung setzt. Aber was im Kriege geschieht, das hat mit der einen und mit der andern Sinngabe nichts zu tun. Trotzdem hat er auch einen «Sinn»: er ist die Bestätigung dafür, daß der Mensch die Fähigkeit verloren hat, seinem Leben und seiner Ordnung einen Sinn zu geben. Nicht Gott, sondern das höchst einfache Gesetz von Ursache und Folge steht am Beginn des Krieges. Aber gerade darin liegt es: man muß den Krieg nicht dann zu ergründen suchen und ihm einen Sinn geben wollen, wenn er da ist, wenn er die Welt verwüstet, sondern dann, wenn er sich bildet: wenn er aus hundert Sinnlosigkeiten, Dummheiten, Unfähigkeiten gegenüber den einfachsten Aufgaben einer menschlichen Ordnung entsteht. Der Krieg ist nicht Schicksal, nicht Prüfung der Vorsehung, nicht das Walten von Sterben und Auferstehung; er ist nur Dummheit und Verbrechen. Darum darf die

Verantwortung des Menschen für den Krieg nicht verwischt und abgeschwächt werden. Die Flucht in eine andere Verantwortung ist nicht erlaubt; denn sie ist feige, verlogen und erbärmlich. Darum gilt für den Krieg auch nicht das Gesetz der Schöpfung oder, vergeistigt, dasjenige des Glaubens: daß dem Sterben eine sinnvolle Auferstehung folge. Dem sinnlosen Kriege kann — das haben wir erlebt — ein ebenso sinnloser Friede folgen, und das kann die Christenheit nur dann vermeiden, wenn sie nach zweitausend Jahren endlich anfängt, Christus . . . ernst zu nehmen.

Aus meinem Blaubuch

Der Schüler spricht: ist es nicht merkwürdig, daß damals nur ganz wenige und einfache Menschen die Bedeutung Christi erkannten? Die Klugen und Studierten hätten sie doch auch erkennen können; ein kurzer Vergleich zwischen dem alten Gesetz und der neuen Lehre hätte ihnen gezeigt, daß sie die Fortsetzung und Erfüllung der letzteren ist. Warum konnten sie dies nicht erkennen?

Der Lehrer spricht: das ist nicht merkwürdig. Das Angelernte ist ein Reichtum, wenn es den Grund für das unbekannte Neue bildet. Und es ist ein Gefängnis, wenn wir es als fertigen Besitz betrachten. Die Geheimnisse der Welt und des Geistes sind zu groß, um sie alle zu fassen und in eine fertige Lehre zu kleiden. Das ist der wahre Unglaube, daß man die Möglichkeit neuer Erkenntnisse und neuer Lösungen bestreitet. Hätten wir damals gelebt, so hätten auch wir gerufen: kreuzigt ihn. Und daß er nach dem Tod lebendig sein werde, das hätten wir erst gar nicht begriffen.

Aber das ist nicht nur bei den höchsten Dingen so. Auch im Kleinen wehrt sich der Mensch gegen eine neue Erkenntnis, weil sie ihm unheimlich vorkommt. Kennst du die Geschichte vom Phonographen, der heute in jeder Stube steht? Am 11. März 1878 führte der französische Physiker Du Moucel seinen gelehrten Freunden in Paris den Phonographen vor, den Edison eben erfunden hatte. Da fuhr der gelehrte Herr Bouillaud, Professor der Akademie, voller Zorn auf und schrie: Glauben Sie, wir lassen uns von einem Bauchredner zum Narren halten? Man gab ihm den Apparat zu genauer Prüfung, aber es nützte nichts. Ein halbes Jahr später glaubte er immer noch an eine geschickte Bauchrednerei und sagte: es ist unmöglich, daß ein schäbiges Metall den edlen Klang der menschlichen Stimme wiedergeben kann.

Heute haben wir Phonograph und Radio in der ganzen Welt, und kein Mensch sagt mehr: es ist unmöglich. Und trotzdem haben die Menschen nichts gelernt, sondern wiederholen das alte Wort des Unglaubens: es ist unmöglich.

Gehen wir auf ein anderes Gebiet über. Sieh diese Zahlen an: Hunderttausend Arbeitslose in der kleinen Schweiz, Verarmung, Verschuldung, Rückgang überall, Staatsschulden, Mangel und Not, Neid und Haß, und daneben Überfluß an allen Dingen; kannst du das klären?

Der Schüler sagt: das nennt man Krise. Aber die Fachleute behaupten, das sei nur zu schwer, um es verstehen zu können.

Der Lehrer sagt: ja, für die Leute vom Unglauben ist es zu schwer, weil sie im Gefängnis des Angelernten gefangen sind. Aber du wirst es verstehen, weil es einfach ist wie alles Große und Wahre. Kannst du ohne Geld etwas kaufen? Nein, das kannst du nicht; denn du kaufst auch dann mit Geld, wenn du es erst nachher oder auf

Umwegen bezahlst. Was geschieht, wenn der Staat, der nach seinem Gesetz allein Geld machen darf, davon eine gewaltige Menge ausgibt?

Der Schüler antwortet: ich kenne das, man nennt es mit einem fremden Namen Inflation. Sie treibt alle Preise in die Höhe und entwertet das Geld.

Der Lehrer fährt fort: das ist richtig. Und was geschieht beim Gegenteil, wenn aus einem oder mehreren Gründen viel zu wenig Geld in der Wirtschaft ist?

Der Schüler antwortet: auch das kenne ich, man nennt es Deflation. Alle Preise fallen und in der Wirtschaft kehren Stockung und Elend ein.

Der Lehrer fährt fort: auch das ist richtig. Aber da du logisch denken kannst, wollen wir die beiden Fälle bis zu ihrer äußersten Grenze prüfen. Nehmen wir an, der Staat gebe, in Form von gelben Blechstücken oder braunen Banknoten, eine unendliche Menge Geld aus, dann steigen die Preise aller Güter auch in unendlichem Maße. Schließlich erreichen wir die letzte theoretische Grenze: der Preis der Ware ist unendlich, die Kaufkraft des Geldes ist null. Das könnte man «die absolute Inflation» nennen. Aber beim Gegenteil muß, wie der logisch denkende Mensch sofort erkennt, auch das Gegenteil eintreten: wird das Geld in der Wirtschaft immer weniger und seltener, so sinken die Preise aller Güter, und wir gelangen zur theoretischen Grenze auf der anderen Seite: der Preis der Ware sinkt auf null, die Kaufkraft des Geldes aber steigt ins unendliche. Das ist «die absolute Deflation». Die Wirklichkeit aber liegt zwischen diesen beiden Grenzfällen, und du erkennst, was ich damit sagen will.

Der Schüler sagt: ja, ich erkenne es. In der Bewegung zwischen diesen beiden Fällen liegt der Schlüssel der Wirtschaft. Zuviel macht die Wirtschaft krank und zuwe-

nig macht sie auch krank. Welches ist aber das richtige Mittel?

Der Lehrer antwortet: das richtige Mittel liegt darin, daß die Kaufkraft des Geldes, wie sie einmal entstanden ist, nicht mehr gestört, sondern stets gleichgehalten wird. Du kannst dies auch von der andern Seite aus sagen: das richtige Mittel liegt darin, daß die Preislage, als Summe aller einzelnen Preise, nicht mehr gestört wird. Das kann der Staat machen, weil ja nur er das Geld verwaltet. Dadurch gräbt er der Krise die Wurzel ab und schafft Arbeit für alle Menschen. Wer das Geld des Staates verwaltet, der ist der Steuermann der Wirtschaft; in seiner Hand liegt das Zuviel und das Zuwenig, in seiner Hand liegt aber auch das richtige Mittel.

Der Schüler fragt: Aber ist dies nicht bloße Theorie?

Der Lehrer antwortet: ja, es ist zunächst Theorie. Der Schuster, der einen Stiefel flickt, arbeitet nach einer Theorie, und der Metzger macht seine Würste auch nach einer Theorie. Jeder Berufsmann arbeitet nach seiner Theorie, die er dann «bewährte

Erfahrung» nennt. Auch der Bundesrat, der die Preise und Löhne senkt und an ein Maß anpassen will, das nirgends vorhanden ist, arbeitet nach einer Theorie; nur ist sie falsch, wie das Ergebnis beweist.

Der Schüler sagt: ich glaube, dich verstanden zu haben: jede praktische Arbeit entsteht aus der Erkenntnis, und Erkenntnis ist nichts anderes als Theorie. Warum aber wird deine Erkenntnis nicht angewendet, um die Krise aus der Welt zu schaffen?

Der Lehrer schließt: du hast die Erkenntnis verstanden, weil du die Wahrheit suchst und keine Macht zu verteidigen hast. Die Klugen und Studierten aber leben im Gefängnis des Angelernten oder sind Verteidiger einer Macht, die auf dem Irrtum ruht. Darum sagen sie: das ist unmöglich. Man kann sie eben nicht belehren, und es nützt nichts, wenn unsere Erkenntnis in anderen Gegenden der Erde schon praktisch verwertet werden. Wer im Gefängnis bleiben will, der läßt sich nicht befreien.

Aber ich sage dir noch etwas: jede Wahrheit wird gekreuzigt, bevor sie zum Ziele gelangt.

April 1936

Bemerkungen

Die im vorliegenden Band dargebrachte Auswahl aus Hunderten von Zeitungsartikeln versucht das Andenken an HKS wach zu halten und den heutigen Leser darüber hinaus wenigstens anhand einiger weniger Stücke die Brillanz und Tiefe der Journalistik von HKS noch einmal spüren zu lassen. Wer sich aber mit dem Lebensbild dieses einstigen Kämpfers vertraut machen möchte, sei verwiesen auf die

«Erinnerungen»,

der Frau Annina Belz-Sonderegger an ihren Vater HKS, die soeben im

Schweizer Jahrbuch 1970

veröffentlicht wurden.

Dieses «Jahrbuch für Politik und Kultur» sei unsern Lesern auch mit Rücksicht auf seinen übrigen Inhalt bestens empfohlen.

Aufgeschlossen, angriffig und vielgestaltig befaßt es sich mit den Gegenwartsfragen und bietet gleichzeitig auf allen Gebieten des kulturellen Lebens Lesenswertes und Interessantes. Umfang 200 Seiten, Preis Fr. 8.40

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt durch den

Curia-Verlag



Über den Autor

Hans Konrad Sonderegger oder HKS, wie seine Freunde ihn nannten, wurde am 10. Oktober 1891 in Heiden als Sohn des damaligen appenzellischen Regierungsrates Wilhelm Sonderegger geboren. Zunächst wurde er Theologe und versah seit 1917 als Pfarrer die beiden Engadiner Gemeinden Guarda und Ardez. Getreu seinem ursprünglichen, impulsiven Wesen gab er sich seiner Aufgabe restlos hin, beherrschte rasch die romanische Sprache, focht in vorderster Front

für die Erhaltung des Romanischen und wurde seinen neuen Landsleuten ein geistiger Wegbereiter in manchen Bestrebungen auch auf sozialem und politischem Gebiet. Für die öffentlichen Fragen war er wach von Kindheit an. Als im Gefolge des Ersten Weltkrieges schwere wirtschaftliche Nöte und Ungerechtigkeiten überhand nahmen, litt es HKS in seinem begrenzten Tätigkeitsgebiet nicht länger. Er wollte Kämpfer für eine bessere, gerechtere Wirtschaftsordnung werden. In Silvio Gesells «Natürlicher Wirtschaftsordnung» erkannte er die Lösung aller grundsätzlichen Probleme. Er studierte Jurisprudenz. 1927 siedelte er nach Teufen um, eröffnete eine Anwaltspraxis und wurde Mitredaktor des «Säntis», des «Landschäftler» und des «Beobachter». Seine eigentliche politische Laufbahn begann nach 1927 in Heiden. In der Krisenzeit setzte er sich unentwegt durch Vorträge und Artikel für die wirtschaftliche Aufklärung des Volkes ein und versuchte in den ihm zugewiesenen Ämtern seine Forderungen durchzusetzen. Als appenzellischer Ständerat begründete er als erster sein Postulat für die Wechselkursenkung, verbunden mit einer Politik des festen Wechselkurses. 1936 gründete er seine Zeitung «Der Demokrat», die als Volkshochschule gedacht war. 1939 wurde er zum Nationalrat von Baselland gewählt.

Nebst Hunderten von Artikeln und einigen Broschüren schrieb er das bisher unveröffentlichte Buch «Vom vollkommenen Frieden», darin die wesentlichen moralischen und wirtschaftspolitischen Thesen für einen vollkommenen, völkerverbindenden Frieden aufgezeigt sind.

Die im vorliegenden Buch zusammengefaßten Artikel sind nicht die besten, die Hans Konrad Sonderegger geschrieben hat, aber sie gehören zur Auswahl derjenigen, die am wenigsten zeitgebunden sind und ihre Aktualität nicht verloren haben.
